This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

221. a.
25.

600080904R

Kritiſche Bemerkungen

über den neueſten Stand

der

Geſchichtſchreibung

und die

Griechiſche Geſchichte

von

Ernſt Curtius.

(Erſter Band. Berlin 1857. 8. XXXIV. 537.)

Von

F. Mone.

Berlin.
Verlag und Druck von F. Heinicke.
1858.

221. a. 2/35

BIBLIOTHECA · BODLEIANA ·

Inhalt.

Seite

Iſt die Geſchichte der Stoff zu einem Kunſtprodukt oder zu einer Wiſſenſchaft? 1

§ 1. Die Geſchichtskenntniß als Sujet für die proſaiſche Kunſt . . 1

§ 2. Die Geſchichts-Erkenntniß in ihrem Uebergang zur Geſchichts-Wiſſenſchaft 4

Die Theilung der Arbeit in der Geſchichtswiſſenſchaft 6

§ 3. Die Theilung der Arbeit nach Kenntniß, Erkenntniß und praktiſcher Anwendung des hiſtoriſchen Stoffes. Erſte Arbeittheilung 6

§ 4. Die Theilung der theoretiſchen Geſchichte nach Raum und Zeit. Zweite Arbeittheilung 7

§ 5. Die Geſtaltungsgeſetze nach den Eigenſchaften des Menſchen. Die dritte Arbeittheilung 7

§ 6. Die Entwicklungsgeſetze nach den Seiten des Volkslebens. Die vierte Arbeittheilung 8

Iſt die Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft in der neueſten hiſtoriſchen Literatur gelöſt worden? 9

§ 7. Die neuere und die alte Geſchichte werden noch unwiſſenſchaftlich behandelt. 9

Sind die philologiſchen Geſchichtsforſcher befähigt, eine theoretiſche Geſchichte zu ſchreiben? 10

§ 8. Die Gründe, welche die Kritik über Curtius veranlaßt haben . 11

§ 9. Rückblick auf die Stellung des Kritikers der neueſten Geſchichtsliteratur gegenüber 14

§ 10. Titel, Dedication und Eintheilung einer griechiſchen Geſchichte nach Curtius. Seine Bekenntniſſe über ſeinen Standpunkt. Erſtes Kapitel. Land und Volk 16

§ 11. Zweites Kapitel. Die Vorzeit der Hellenen. 22

§ 12. Drittes Kapitel. Die älteſten Staaten 26

§ 13. Viertes Kapitel. Die Wanderungen und Umſiedlungen der griechiſchen Stämme. 28

§ 14. Zweites Buch, erſtes Kapitel. Peloponneſiſche Geſchichte . . 32

§ 15. Zweites Kapitel. Attiſche Geſchichte 40

§ 16. Drittes Kapitel. Die Hellenen außerhalb des Archipelagus . 44

§ 17. Viertes Kapitel. Die griechiſche Einheit 47

§ 18. Fünftes Kapitel. Die Kämpfe mit den Barbaren 53

Schlußbetrachtung 55

Iſt die Geſchichte der Stoff zu einem Kunſtprodukt oder zu einer Wiſſenſchaft?

Dieſe Frage muß ſich jeder denkende Leſer ſtellen, wenn er ein Geſchichtsbuch befriedigt oder unbefriedigt aus der Hand legt. Es iſt daher nöthig, hierüber eine Anſicht vorauszuſchicken, bevor man ein Urtheil über ein Geſchichtsbuch fälle.

§ 1. Die Geſchichtskenntniß als Sujet für die proſaiſche Kunſt.

Es gibt ſehr gelehrte Hiſtoriker, welche von der Geſchichte folgende Anſicht haben: „Wir können nicht zugeben, daß die Geſchichte berufen ſei, irgend einer einzelnen, verkehrten Zeitrichtung (ſie meinen beſonders der materialiſtiſchen Philoſophie) vorzugsweiſe entgegen zu treten. Dadurch würde ſie zur Polemik. Uns ſteht die Geſchichte da in eigener Würde und in eigenem Genügen, wie bei Thucydides, Tacitus, Lambert von Aſchaffenburg, die zugleich Beiſpiele ſind, daß man Hiſtoriker ſein könne, ohne Culturhiſtoriker ſein zu müſſen." Dieſe Männer halten die Geſchichte für einen *Gegenſtand*, der *nur zum Kunſtwerk* der Geſchichtſchreibung taugt. Alle diejenigen, und ihre Zahl iſt jetzt noch die herrſchende Majorität, welche die Geſchichte für ein Subſtrat der proſaiſchen Kunſt halten, müſſen in logiſcher Conſequenz zugeben:

1) Das Studium der Geſchichte iſt nur für den von Nutzen, der das Talent zum hiſtoriſchen Künſtler hat, — alſo auf den Schulen iſt ſie ganz überflüſſig.

2) Jeder, der Geſchichte ſchreibt, muß künſtleriſch ſchaffen, *nur* mit der *Phantaſie* produciren und nicht mit der beobachtenden Kritik und durch Vergleichung etwas *objektiv Wahres*, *Tieferliegendes* aufſuchen wollen.

3) Jeder Hiſtoriker wirkt ſchriftlich oder mündlich nur als Künſtler. Er gibt, wie das häufig geſchieht, ein dramatiſches Gemälde

aus irgend einer Zeit. Er gibt Gastvorstellungen an Höfen und Universitäten mündlich, oder schriftlich vor dem lesenden Publikum. Der Historiker als Künstler verhält sich also zum wissenschaftlichen Historiker, wie der Taschenkünstler zum Naturforscher.

4) Die historische Kritik und Quellenkunde ist dann ganz überflüssig, weil es dem künstlerischen Genie des Historikers überlassen bleiben muß, wie er arbeiten will. Es ist ganz unnöthig, für einen Historiker, der in teutscher Geschichte Kunstwerke macht, die griechische, römische, französische oder englische Geschichte zu treiben.

Somit wäre also die Geschichtschreibung der Bildhauerei in Marmor und anderen Stoffen gleichgestellt, während ich behaupte, die Geschichtswissenschaft ist in dieser Allegorie mit der Geognosie, Mineralogie und Chemie zu vergleichen.

Für ein historisches Kunstwerk eignet sich nur die Zeitgeschichte. Das sind die Ereignisse, welche der Geschichtschreiber selbst mit erlebt hat, wo er als Augenzeuge schildern kann oder doch so interessirt ist, daß er mit Theilnahme schreibt. Daher schrieben auch die größten historischen Künstler Zeitgeschichte; wie Thucydides, Tacitus, Lambrecht von Aschaffenburg. Ist das jetzt noch möglich? — Gewiß! Aber wird es Hauptrichtung der Geschichte bleiben können? — Nein! Unsere historischen Kenntnisse haben der Zeit und dem Raume nach so an Ausdehnung gewonnen, daß der Lokalhistoriker, wie der Geschichtschreiber einer bestimmten Zeit, beschränkt erscheinen muß, wenn er die allgemeinen Entwicklungsgesetze nicht erkannt hat. Diese Universalität, welche das historische Studium jetzt beherrscht, wird dasselbe zur Wissenschaft erheben.

Die Ansicht — die Geschichte ist für poetische Talente nebenbei auch als Stoff zur Kunst der Historiographie brauchbar — kann ich nicht bekämpfen, insofern jeder Künstler in seiner Phantasie die ganze Welt und alle Zeiten umfassen kann, und insofern er zum Ausdruck seiner Schöpfung auch die prosaische Form der Rede wählen darf. Wie denn jeder Chemiker auch als Feuerwerker Kunststückchen machen kann, ohne daß ein vernünftiger Mensch die Chemie für Feuerwerkerei hielte. Bisher hat diese letztere Ansicht als das einzig Mögliche faktisch die Masse terrorisirt. Die Ankämpfer dagegen von Bacon, ja selbst von Platon an bis Gervinus haben nicht durchdringen können, weil die Geschichtschreiber zu bequem waren, eine systematische Wissenschaft aus dem zu machen, was sie dazu benützten, um oft ohne alle künstlerische Begabung ihr Glück vor einem ungebildeten Publikum, das der Reiz

des Stoffes lockte, als historische Kunstdilettanten zu versuchen. Geht das jetzt noch an? Kann man in einer so prosaisch-praktischen Zeit noch Gewinn ziehen aus Produktionen in Geschichtserzählungen? Ich glaube, nur dann, wenn der Stoff recht pikant ist, z. B. die Revolution von 1789 oder die Zeit bis jetzt, oder die letzten Jahrhunderte, — aber die alte Geschichte als Kunstwerk zu behandeln, wie es die Philologen thun, das ist ganz verfehlt. Als Kunstwerke hat man zwei unübertroffene Geschichtswerke des Alterthums, Thucydides und Tacitus.

Welcher Philolog will sich anmaßen, ein größeres Kunstwerk aus der griechischen Geschichte zu machen, als Thucydides? Keiner, gewiß auch Curtius nicht. Aber warum schreiben sie doch unwissenschaftliche Geschichtserzählungen? Die Antwort liegt auf der Hand. Weil sie einen blinden, unklaren Drang fühlen, daß das Thucydideische Kunstwerk, welches nur über 20 Jahre sich erstreckt, nicht genüge. Man müsse das ganze Leben der griechischen Nation aus einer Geschichtserzählung erfahren können, glauben sie.

Bevor sich nun die philologischen Historiker, die Vorgänger von Curtius und Mommsen klar bewußt waren, ob sie Thucydides oder Tacitus werden wollten, oder eine wissenschaftliche Geschichte schreiben könnten, haben sie die Quellen excerpirt und das so entstandene Manuscript mit dem Titel: Geschichte in die Welt geschickt. Keiner von den philologischen Geschichtsschreibern konnte die classischen Historiker erreichen, keiner hat aber auch eine systematische Geschichtswissenschaft zu Stande gebracht. Sie gleichen den Amphibien, welche bald auf dem festen Boden, bald in dem flüchtigen Elemente des Wassers leben. Will man den philologischen Historiker als historischen Künstler verantwortlich machen und neben Thucydides stellen, so sagt er, „nicht die Kunst der Prosa, des Stils, des tragischen Effektes, der ökonomischen Gruppirung ist mein Element.“ Fasse ich ihn als wissenschaftlichen Historiker, so antwortet er: „auf dem festen sichern Boden wissenschaftlicher Geschichte, wo Entwicklungsgesetze die Basis sein müssen, wo er auf dem realen Boden der Gesellschaftslehre, Nationalökonomie u. s. w. stehen muß, da sei nicht sein Gebiet!“

Mit diesen Ausflüchten kann heute ein Historiker der Kritik nicht entwischen. Ich betrachte den Verfasser jedes Geschichtswerkes der classischen Zeit, so auch den der vorliegenden griechischen Geschichte, als einen Mann der Wissenschaft, nicht als einen Kunstdilettanten.

Auf dem festen Boden der Wissenschaftlichkeit soll nun der Verfasser der neuesten griechischen Geschichte der Kritik Rede stehen.

§ 2. Die Geschichtserkenntniß in ihrem Uebergang zur Geschichtswissenschaft.

Der menschliche Geist in seinem Wissensdrange ringt darnach, die Universalität der Geschichte zu umfassen.

In diesem Ausdehnungsproceß der historischen Forschung wird es immer schwieriger, die Weltgeschichte als Kunstwerk zu behandeln. Es strömten von Italien und England im vorigen und in diesem Jahrhundert zwei gewaltige Geistesprodukte auf die Geschichtschreibung ein. Es sind die Ideen Vico's von Neapel 1725—44 und die von Ad. Smith 1776.

Vico hat die Entwicklungsgesetze in der Geschichte bestimmter geahnt, als vor ihm Bacon v. Verulam. Die bedeutendsten Franzosen erfaßten seine Ideen von Montesquieu, Condorcet, Mably an bis Michelet. Von da kamen dieselben leider zu sporadisch und nicht direkt nach Teutschland. Ad. Smith dagegen hat die gewaltige Revolution in der Geschichtschreibung gemacht. Er hat Volksgeschichte allmälig aus der Genealogie der Fürsten, das war früher Geschichte, entstehen lassen. Das dritte, gewaltige Revolutionselement in der Geschichtschreibung ist die teutsche Philosophie. Ich will von Herder, Schlegel nicht reden, den Abschluß bildet Hegel's Philosophie der Geschichte. So hat jetzt in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die Geschichte erstens eine Tendenz zum Aufstellen von Entwicklungsgesetzen, d. h. eine Neigung, Wissenschaft zu werden. Zweitens hat sie neben der politischen und Culturgeschichte die Entwicklung der Gesellschaft und Volkswirthschaft in ihr Bereich ziehen müssen. Roscher hat hier nach Ad. Smith den Weg gebahnt. Es war dies letztere unabweisbare Forderung der Zeit geworden.

Endlich hat das läppische Wesen vieler namhafter teutscher Geschichtenschreiber, die Namen will ich nicht nennen, welche nur Anekdoten erzählen, ein entrüstetes Urtheil gegen die bisherige Geschichtschreiberei wachgerufen. Die Anekdoten will man aus der Geschichtswissenschaft an den Biertisch oder in die Theegesellschaften verbannen. Dort gehören sie hin. Es ist und wird geschehen. Die Abstraktion trat an die Stelle des Räsonnements moralischer und politischer Art. Von den Einzelheiten, den Namen, den Persönlichkeiten abstrahirte man sich das Allgemeine. Das Bedingende, was den speciellen Erscheinungen zu Grunde lag, erfaßte man durch die Abstraktion. Diese

Abstraktion hat Ranke etwas angenommen, doch nur in dieser Hinsicht grenzt er an die junge Schule — die Historiker der Zukunft. Volkswirthschaft, Gesellschaft und die Anschauung der Zeit oder das physische Leben der Nation liegen ihm ferne. Daß darin allein das Wesen der Geschichte zu suchen, ahnt Ranke noch nicht. Zu Entwicklungsgesetzen kann er sich nicht erheben. Unter den veralteten Historikern ist er der jüngste. Vico's Ideen spiegeln sich in Gervinus wieder, Smiths würdiger Nachfolger ist Roscher. Auf dieser Basis ruht die Wissenschaft der Geschichte — sie ist jetzt noch ein Kind der Zukunft. Doch die Saat reift von selbst heran, wenn auch einzelne Philologen, wie Curtius oder Mommsen von Volkswirthschaftslehre, von Entwicklungsgesetzen, von Wissenschaft der Geschichte und einem System dieser Wissenschaft nichts wissen wollen, — weil sie ohne alle Vorbereitung sich für Historiker ausgeben. Nach dieser Uebersicht, welche die allmälige Ausbildung der Geschichte zur Wissenschaft vom 18. Jahrhundert an bis jetzt anschaulich macht, muß ich den Satz aufstellen: Jeder, der sich hierin der Strömung nicht anschließt, arbeitet verkehrt. So wie ein Apotheker eben Apotheker bleibt, wenn er auch Chemie studirt, wie er nie ohne Philosophie und Mathematik Gesetze in der Chemie findet und Resultate bringt, so wird kein geistloser Anekdotensammler mit historisch-politischem Räsonnement im gothaischen Stil einen bleibenden Namen als wissenschaftlicher Historiker 20 Jahre noch behaupten können. Die Zeit hat gemahnt. Die Geschichte muß eine Wissenschaft werden, sonst hat sie kein Recht mehr neben der Naturwissenschaft zu stehen. Sie muß die Spitze der Naturwissenschaft — die höchste Stufe der Anthropologie, die Fortsetzung der Physiologie und Psychologie werden!

Die Gegner der wissenschaftlichen Geschichte können freilich einwenden: Die Universalgeschichte mag Wissenschaft sein — nämlich: Philosophie der Geschichte, aber Landesgeschichte muß ausschließlich ein Kunstwerk bleiben. Ein Historiker, auf dessen Werke Teutschland stolz sein kann, hat mir hierüber geschrieben: „ich glaube, daß der Landesgeschichte und der Weltgeschichte sehr verschiedene Ziele vorgesteckt sind." Diese Verschiedenheit der Ziele können nur die allgemeinen und specielleren Entwicklungsgesetze sein. Wie es Naturgesetze giebt, die ganz allgemein sind, z. B. die Schwere, dagegen solche, die nur einen Körper betreffen, z. B. der Stickstoff und seine Verbindungen. Die allgemeinen Entwicklungsgesetze in der Geschichte, z. B. Gleiche Volkswirthschaft hebt

die sociale Ungleichheit auf, oder: Auf Epos folgt Lyrik, dann Drama u. s. w. lassen sich in jeder Landes- und Specialgeschichte wiederfinden. Indessen läugne ich, daß die griechische Geschichte nur als eine der zahlreichen Volksgeschichten aufgefaßt werden darf.

Die Theilung der Arbeit in der Geschichtswissenschaft.

Derselbe ebenso gelehrte und berühmte Historiker als ideenreiche Forscher der teutschen Geschichte, dessen Ansichten ich oben gegeben habe, schrieb mir: „Ich glaube an Theilung der Arbeit und gestatte neben einander gehen verschiedener Richtungen, wobei sich dann jeder seine Sparte aussuchen mag, die ihm am meisten zusagt."

§ 3. Die Theilung der Arbeit nach Kenntniß, Erkenntniß und praktischer Anwendung des historischen Stoffes. Erste Arbeittheilung.

Es entsteht nun nothwendig die Frage, ist schon ein Arbeittheiler vorhanden? Darf man voraussetzen, daß jeder Historiker von Fach sowie der philologische und juristische Geschichtenschreiber den Arbeitstheiler und den Plan oder das System, die Theorie kenne, nach welcher er Geschichte vortragen soll? — Gewiß, denn die Theilung der Arbeit in der historischen Wissenschaft ist schon praktisch ausgesprochen und seit dem vorigen Jahrhundert durchgeführt. Zweitens muß doch jeder, der eine Wissenschaft treibt, also auch der Philolog, der griechische Geschichte schreiben will, eine Theorie haben. Eine Theorie hat ja jeder wissenschaftliche Mann bei allem, was er beginnt.

Die Theilung der Arbeit in der Geschichtswissenschaft ist bekanntlich wie in jeder Wissenschaft:

1) Die Kenntniß des Stoffes, der historischen Thatsachen — d. i. die Historiomathie — die Quellenkunde und Forschung nach Quellen, Kritik derselben u. s. w.

2) Das Erkennen der Nothwendigkeit der historischen Thatsachen, das ist das Auffinden und Aufstellen der Entwicklungsgesetze. Aus der Menge der historischen Erscheinungen muß mit Abstraktion des Zufälligen das Wesentliche herausgegriffen werden. Dieses führt dann die Wissenschaft der Geschichte auf die Entwicklungsgesetze zurück. — Das ist die Theorie der Geschichte.

3) Die praktische Anwendung der auf diese Weise gefundenen Entwicklungsgesetze wäre die praktische Geschichtsanwendung — — der Pragmatismus.

Hierin liegt die erste Arbeitstheilung. Gegen dieselbe verstoßen die meisten Historiker, da sie Forschung und Quellenkritik mit der Theorie und dem Pragmatismus vermengen. Je weniger sich ein Historiker der Theorie der Geschichte bewußt ist, um so störender wirkt dieses verschwommene Wesen seiner Erzählung. Es hindert zugleich, die Entwicklungsgesetze herauszufinden. — Jeder wähle sich sein Feld, der eine die Kenntniß des Materials, der andere die Erkenntniß, ein dritter die praktische Anwendung. Mit Recht sagen die Chemiker, wer Technologie treibt, d. h. sich mit der Anwendung der Naturwissenschaft beschäftigt, wird es in der theoretischen Chemie nicht weit bringen. So ist es auch in der Geschichte. Hier stehen sehr wenige Menschen auf der Höhe der historischen Wissenschaften, viele aber halten sich an keine Arbeittheilung und gehen unter.

§ 4. Die Theilung der theoretischen Geschichte nach Raum und Zeit. Zweite Arbeittheilung.

Ich wende mich nun zur Theorie, denn von dieser handelt eigentlich die ganze Sache. Die Theorie ist einfach und doch sehr schwer und complicirt. Man scheidet hier am besten zwei Gesichtspunkte:

1) Die Entwicklungsgesetze im Raum, oder die ethnologisch-anthropologischen Gestaltungsgesetze.

2) Die Entwicklungsgesetze in der Zeit, oder die Theorie der Geschichte.

§ 5. Die Gestaltungsgesetze nach den Eigenschaften des Menschen. Die dritte Arbeittheilung.

Im Raume lassen sich die Entwicklungsgesetze durch Karten nachweisen — dahin gehören die physikalischen Atlanten, Krankheitengeographie, Diätgeographie, Bevölkerungsgeographie — nach Dichtigkeit, Beschäftigung, Staatsform, Bildung, Religion, Abstammung (ethnologische Geographie) Sprachkarten, Geographie nach der Abstraktion in den Sprachen u. s. w. Dahin gehört die Geographie nach der Freiheit; Sklavenstaaten, nach dem Erbrecht u. s. w. Dahin rechne ich die volkswirthschaftliche Geographie, Handels- und Industriegeographie, Consumtions- und Produktions-Erdbeschreibung u. s. w. Man müßte noch Karten nach den Preisen der Lebensmittel, nach der Mobilisirung

des Bodens, nach der Parcellirung des Grundbesitzes machen. Der Anfang auf diesem Wege Gesetze zu finden und die Geschichte und Geographie in eine rationelle Einheit zu bringen, ist gemacht. Man hat schon hübsche Karten über Krankheiten, z. B. den Kropf, dann über die unehelichen Geburten u. s. w. Vergleicht man alle diese Karten mit einander, so hat man nach dem Raume die Entwicklungsgesetze oder die Gestaltungsgesetze erkannt. Einer kann nicht alles machen. Durch Theilung der Arbeit kommen die großen Resultate zu Stande. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß gewisse Krankheiten sich abstoßen, wo eine herrscht, findet die andere keinen Platz. So ist es auch mit den Geistesrichtungen. Ein Volksstamm stoßt das Epos ab, aber zu anderer Zeit leistet es Vorzügliches im Drama, — Attika und England. — Diese Eigenheiten der Geistesrichtungen müssen auch durch Karten anschaulich gemacht werden. Dieses Studium des Bodens im Vergleich mit dem, was die Menschen auf demselben vollbracht haben, ist eine eigene Wissenschaft — Ethnologie und Anthropologie im weitesten Sinne des Wortes. Diese Wissenschaft weist die Gesetze nach, welche die lokalen, nationalen und geistigen Unterschiede unter den Menschen bedingen. Sie ist die Basis für die Geschichte im allgemeinen, wie auch für die Specialgeschichte. Die allgemeinen Entwicklungsgesetze müssen an die allgemeinen Gestaltungsgesetze, wie ich sie nennen möchte, angelehnt werden. Die Entwicklungsgesetze bei den einzelnen Nationen hängen mit den speciellen Gestaltungsgesetzen der Länder zusammen.

§ 6. Die Entwicklungsgesetze nach den Seiten des Volkslebens. Die vierte Arbeittheilung.

Die Entwicklungsgesetze in der Zeit sind die Lebensgesetze einer Nation. Die biologischen Entwicklungsgesetze sind der Gegenstand der theoretischen Geschichte. Diese hat der Historiker im engeren Sinne, wenn er die geographischen Gestaltungsgesetze einem anderen überlassen kann, zunächst als seine Aufgabe zu erkennen. Aber auch diese Aufgabe ist ein ungeheures Gebiet. So tritt auch hier Theilung der Arbeit ein. Der Plan, nach welchem hier die Arbeit getheilt wird, ist kurz in folgender von dem Materiellen zum Immateriellen aufsteigenden Klimax gegeben. Entwicklungsgesetze, nach welchen a) das physische Leben einer Nation seinen Verlauf nimmt. — Geschichte der Nahrungsmittel, Diätrevolutionen, Geschichte der Krankheiten, Abänderungen am Schädel in der Entwicklung (Abbé

Frère's Theorie); b) das ſociale Leben einer Nation verläuft. — Die Fortpflanzung, Abwandlungen im Sexualverhältniß der Geburten, Abwandlung in der mittleren Lebensdauer, Stände, die ſociale Scheidung, Ehe und Erbrecht; c) die Geſetze, nach welchen die Volkswirthſchaft ſich entwickelt. — Hier iſt die Theilung der Arbeit bekannt, die Geſchichte der Mobiliſirung und Zerſtückelung des Grundbeſitzes, der Preiſe u. ſ. w.; d) die Geſetze, nach welchen die Staatsverfaſſungen ſich entwickeln. — Staatsgeſchichte. Hier iſt auch die Theilung bekannt; e) die Geſetze, nach welchen das Culturleben einer Nation verläuft. — Hier iſt zuerſt eine geſonderte Arbeit, die individuelle Anſchauung und die öffentliche Meinung in ihrer geſetzmäßigen Entwicklung zu erkennen. Der geſetzmäßige Verlauf der religiöſen Vorſtellungen, des Unſterblichkeitsglaubens, der Religion und Philoſophie. Hierauf folgt, was ſchon längſt durch Theilung der Arbeit für die wiſſenſchaftliche Geſchichte vorbereitet iſt, die Entwicklung der Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft.

So muß alſo ſyſtematiſch getheilt werden, ſo die Forſchung geleitet und ſo das Ergebniß derſelben als letztes Reſultat zu einer Einheit zuſammengefaßt werden. Das iſt dann die Sache der theoretiſchen Geſchichte, dieſe Geſtaltungs- und Entwicklungsgeſetze der einzelnen Eigenſchaften und Seiten des Lebens der Menſchheit zu einem Schluß-Reſumé zu führen. Ich glaube jetzt wol die Frage ſtellen zu können, iſt das hohe Ziel, wenn es erreicht wird, nicht auch ein Kunſtwerk? Dem Kosmos im Raume den Mikrokosmos in der Zeit entgegenzuſtellen, das iſt die Aufgabe des Hiſtorikers!

Iſt die Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft in der neueſten hiſtoriſchen Literatur gelöſt worden?

Mit dem offenen Geſtändniß, daß kein, gar kein hiſtoriſches Werk dieſen Anforderungen entſpricht, muß man auf obige Frage mit Nein antworten.

§ 7. Die neuere und die alte Geſchichte werden noch immer unwiſſenſchaftlich behandelt.

In der neueren Geſchichte kann man als Entſchuldigung geltend machen, ſie iſt noch nicht abgeſchloſſen. Ehe ein Menſch todt iſt, kann man kein Inventar ſeines Nachlaſſes und keine Lebensgeſchichte ver-

fassen. Ich kann zwar dieser Entgegnung kein Recht einräumen. Doch habe ich hier nur die alte Geschichte, die abgeschlossen vorliegt, wo keine Parteianschauung die Forschung trübt, wo die Quellen so ziemlich geschlossen, d. h. keine neuen wichtigen mehr zu hoffen sind, im Auge. Es ist viel schwerer die griechische Geschichte zu erforschen als die neuere. In der griechischen Geschichte bis zur Theorie zu gelangen, ist eine schwere Aufgabe, weil für manche einzelne, nöthige Vorstudien, wie ich sie oben angegeben habe, das erforderliche Material und die Bearbeitung fehlt. Von der Geschichte der letzten 300 Jahre kann man Regesten über die Nahrungsverhältnisse aufstellen, in Griechenland ist das nicht so leicht. Man weiß nur, daß in größeren Zeiträumen die und die Nahrungsmittel überwogen. Ferner fehlen die statistischen Angaben fast ganz in der griechischen Geschichte, die neuere Geschichte hat vortreffliches Material, z. B. Consumtionstabellen, Statistik der Handwerke, des Viehstandes u. s. w. Wenn also die Erkenntniß der griechischen Geschichte, d. h. das Auffinden der Entwicklungsgesetze hier erschwert ist, so entsteht die Frage, ist deshalb die Arbeittheilung überflüssig, ist es deshalb gestattet, ganz die Theorie und das System bei Seite zu setzen und eine verschwommene Erzählung als halbes Kunstwerk zu geben?

Es ist eine Feigheit, wenn man in Verzweiflung, etwas vollkommenes leisten zu können, mit Absicht oder aus Stumpfsinn etwas schlechtes oder mittelmäßiges liefert. Man darf sich nicht abschrecken lassen, sondern muß den historischen Wissenskreis zu bewältigen suchen nach seiner Theorie. Dazu bedarf der Historiker des nöthigen Handwerkzeuges, das sind die Vorkenntnisse. Mit diesen Reflexionen gehe ich zu der Besprechung der griechischen Geschichte von Curtius über.

Sind die philologischen Geschichtsforscher befähigt, eine theoretische Geschichte zu schreiben? War Curtius seiner Aufgabe, eine griechische Geschichte zu verfassen, gewachsen?

Der erste Band der „griechische Geschichte" betitelten Schrift von Ernst Curtius wird nun Gegenstand meiner speciellen Kritik. Ich kann aber meine Recension über dieses Werk nicht in das Publicum gelangen lassen, ohne eine nothwendige Erklärung abzugeben.

§ 8. Die Gründe, welche die Kritik über Curtius griechische Geschichte veranlaßt haben.

Die Art, wie ich die Leistungen und Fähigkeiten des Verfassers der Kritik von meinem Standpunkte aus, den ich oben angegeben, unterwerfe, könnte allerdings leicht der Vermuthung Raum geben, als herrsche bei mir irgend welche Animosität gegen dessen Person oder seine frühere oder jetzige Stellung. Oder man könnte glauben, daß die Rivalität meines Werkes mit dem seinigen, mir die Feder gegen ihn so geschärft hätte. Um diesen und ähnlichen Urtheilen zuvorzukommen, bin ich veranlaßt, eine Erklärung abzugeben. Der geistige Kampf, der bei unserem Gegensatz unvermeidlich ist, soll nicht in persönliche Anzüglichkeiten ausarten.

Curtius zeigte sich als der Vertreter der von mir als altmodischen, unwissenschaftlichen und geistlosen bezeichneten Geschichtsbehandlung. Daher mußte ich seine Leistung besprechen, weil sein Werk der systematischen Geschichtswissenschaft, welche ich gerade auf demselben Gebiete zunächst anbahnen will, begegnet ist.

Nur einmal hatte ich die Ehre eine Vorlesung des Verfassers in Berlin zu hospitiren, sonst habe ich nie denselben gesehen und stand in keiner Beziehung zu ihm.

Was seine einstige und jetzige Stellung betrifft, so sind auch nicht die entferntesten Berührungspunkte denkbar, weshalb ich seine Verdienste, wo ich sie finde, verringern sollte. Mit Stillschweigen kann ich aber nicht übergehen, daß ich bedaure, daß er sich verleiten ließ, als ehemaliger Erzieher eines Thronerben, sich als Historiker eine Blöße zu geben. Ein Geschichtschreiber kann nie ein objectiv gehaltenes Werk einem Fürsten dediciren, ohne den Argwohn eines tendenziösen oder pragmatischen Historikers auf sich zu ziehen.

Rivalität also ist nicht der Grund dieses Auftretens gegen jenes Werk.

Man wird mir einwenden, von meinem Standpunkte aus hätte ich eine unwissenschaftliche Geschichte ignoriren sollen. Das hätte jedoch einer Mißdeutung nicht entgehen können. Man würde es für Hochmuth oder Schwäche erklärt haben. Wie man es bei einem philologischen Historiker für Hochmuth oder Unwissenheit erklären könnte, daß er die sogenannte scienza nuova, das physische Leben der Nation, die Populationistik, die Volkswirthschaftslehre ganz ignorirt. Es gleicht einem dünkelhaften Selbstüberschätzen, wenn jetzt ein Historiker die

Philoſophie der Geſchichte von Bacon bis Hegel mit vornehmer Schweigſamkeit, oder wenn er Roſcher's Nationalökonomie als etwas Geringfügiges übergeht. Dazu von competenter Seite ſchweigen, hieße mit Recht die Mittelmäßigkeit begünſtigen.

Man kann und wird entgegnen, warum ich eine ephemere Erſcheinung in der Literatur der alten Geſchichte gewählt hätte, um die Lächerlichkeit oder Unwiſſenſchaftlichkeit der bisherigen Geſchichtsſchreiberei zu geißeln. Ich hätte an Werke von bleibenderem Werthe als das vorliegende, das ſo wenig wie Rollin's und Mably's Werke in 20 Jahren noch geleſen werden wird, meine Kritik anlegen ſollen. Alſo an Materialien-Sammlungen, an Clinton's Fasti hellenici, oder Wachsmuth's Alterthumskunde, oder an Grote, Geſchichte von Griechenland oder endlich an den alten Schloſſer. Ich gebe zu, daß dieſe fleißigen Sammelwerke bleibenderen Werth haben, zum Nachſchlagen und zum Bekanntwerden mit dem Stoff als das Werk von Curtius, aber ſie ſind von Leuten aus der alten Schule verfaßt, welchen man nicht zumuthen konnte Geſetze der Entwicklung zu kennen. Das iſt allerdings ein wahrer Vorwurf, den man mir machen wird, daß ich den angreife, der doch gar kein Hiſtoriker iſt und die Kenntniſſe zu einem ſolchen auch nicht von ferne beſitzt. Ich geſtehe, daß ein fleißiger Philolog, ehe er Quételet's und Roſcher's Schriften mit Nachdenken geleſen und ſich nach Bacon von Verulam, Vico von Neapel, Condorcet, Michelet, Hegel ein Syſtem und eine höhere Auffaſſung erworben hat, nicht Hiſtoriker genannt werden kann.

Das letzte und entſcheidende Motiv, das mich veranlaßt gegen die neueſte griechiſche Geſchichte aufzutreten, liegt in der Stellung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, gegenüber dem herrſchenden materialiſtiſchen Ideenkreis der Gegenwart.

Herr Profeſſor Curtius hat ſich die Sache ſehr leicht gemacht und nicht zu Herzen genommen, daß die Geſchichtsſtudien, ſo wie ſie bisher betrieben worden ſind, und von ihm betrieben werden, gar nicht berechtigt ſind, neben die Naturwiſſenſchaften ſich als Wiſſenſchaft hinzuſtellen! Welches Intereſſe ſoll unſere Zeit an der alten Geſchichte und beſonders der griechiſchen nehmen, wenn man dieſe ſo behandelt, wie er es thut? Unſere Zeit iſt durchaus praktiſch, was man lernt will man anwenden können. Wozu aber ſollen Anekdoten-Sammlungen aus der griechiſchen Vorzeit dienen? Was

hilft es, wenn man dieſe auswendig lernt? Man wird antworten, die ſchlagendſte Erwiederung ſei der große Abſatz des Curtius'ſchen Buches. Damit iſt nichts geſagt als, daß jetzt keine neue griechiſche Geſchichte exiſtirt und der Verfaſſer auf die Bornirtheit der Philologen ſpeculirte, welche an den Gymnaſien griechiſche Geſchichte lehren müſſen, ob ſie können oder nicht!*) — Welche Reſultate hat in Teutſchland der Gymnaſial-Geſchichtsunterricht vom Anfang dieſes Jahrhunderts bis jetzt gehabt? — Dieſe, daß jeder namhafte Hiſtoriker Autodidakt iſt! Das iſt kein Triumph für ein Werk, wenn die es leſen, welche zum Auswendiglernen der griechiſchen Geſchichte verurtheilt ſind. So weit muß die Geſchichtswiſſenſchaft ſteigen, daß ſelbſt diejenigen Geſchichtsbücher leſen, denen dieſe bisher ein Gräuel waren — die Naturforſcher! — Das iſt der Triumph der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft über die Naturwiſſenſchaften. Der Triumph der Philoſophie des Geiſtes über die der Materie. — Hätte Curtius alſo nur dem fühlbaren Bedürfniſſe einer verbreiteten, aber geiſtig-wiſſenſchaftlich unzurechnungsfähigen Klaſſe von Menſchen — den Schullehrern der griechiſchen Geſchichte — entgegen kommen wollen, ſo wäre ſein Werk vom Speculationsgeiſt des Buchhändlers ausgegangen, nicht von ſeiner eigenen Idee, der Alten Geſchichte im herrſchenden modernen Ideenkreiſe eine Achtung gebietende Stelle wieder zu gewinnen.

Zu letzterem hat er ſich im vorliegenden Werke unfähig gezeigt. Er kann nicht die materialiſtiſche Philoſophie mit der philoſophiſchen Auffaſſung der Geſchichte in einer höheren Einheit verſöhnen oder jener die Philoſophie der Materie in der Zeit oder was daſſelbe iſt, die des Geiſtes entgegenſtellen. Nur ein Abſchnitt der Univerſalgeſchichte feſſelt jetzt noch als Unterhaltungslektüre die Gegenwart, das iſt die Zeit von 1789 bis jetzt. Alles andere kümmert die Maſſe nicht mehr. Was iſt die Urſache? Die Geſchichtenſchreiber ſelbſt ſind Schuld daran. Sie haben ihrer Wiſſenſchaft kein Syſtem, keine Philoſophie, welche auf Alles anwendbar wäre, abzugewinnen gewußt. So hat man ſich nur an den Revolutions-Anekdoten ergötzt, um ſie bei nächſter Gelegenheit nach zu machen, oder ſich in eine ſolche Zeit hinein zu träumen. Dazu konnte man nur die Geſchichte von 1790 bis jetzt brauchen, das Alterthum lag zu ferne. Wozu dieſe Revolu-

*) Quételet, Zur Naturgeſchichte der Geſellſchaft, teutſch von Adler, S. 113 ſagt: Der große Haufen urtheilt nicht nach feſtſtehenden Principien, ſondern nach Modegeſchmack.

tionsgeschichte als einseitiges Bildungsmittel dient, wird die Zukunft lehren.

An Curtius wäre es nun gewesen, die griechische Geschichte nicht so geistlos zu behandeln, daß dieselbe nur für unmündige Schulknaben zum Auswendiglernen von Anekdoten paßt, sondern daß alle Gebildeten in derselben einen Damm gegen die überwiegende Naturphilosophie finden können.

Wenn ich endlich gewagt habe, über den Wissenskreis und die Fähigkeiten eines zeitgenössischen Historikers Beobachtungen anzustellen und Urtheile zu fällen, so tritt noch folgender Gesichtspunkt ein. Für die teutsche Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist es nicht unwesentlich, über den Erzieher des Thronerben von Preußen ein Urtheil von wissenschaftlich competenter Seite zu haben. Der Culturhistoriker muß die geistigen Fähigkeiten und den Wissenskreis der Prinzenerzieher auch zerlegen, wie der Anatom den menschlichen Körper. Das aber ist nicht zu vermeiden, daß man das Talent und Wissen des Mannes zuerst geistig zerlegte und zergliederte, welcher einen Fürsten erzogen hat, der auf einen teutschen Thron Ansprüche hat, von welchem ein Theil der künftigen Entwicklung Teutschlands und die raschere oder langsamere Culturentwicklung zum Theil abhängt.

Mit der Ueberzeugung, daß ich sehr zurückhaltend und schonend aufgetreten bin und in gemäßigter Weise die Anforderungen unserer Zeit dem genannten Werke, „griechische Geschichte" betitelt, und dem Talente des Verfassers zum Historiker entgegengehalten habe, erkläre ich, weder die Recension darüber von Roß, noch die in der Augsburger Allgem. Zeitung noch in den preuß. Jahrbüchern gelesen zu haben.

§ 9. Rückblick auf die Stellung des Kritikers der neuesten Geschichtsliteratur gegenüber.

Auf die Entgegnung: „Es giebt keine Entwicklungsgesetze in der Geschichte — das ist Construction, wie Schelling sie geübt hat", bin ich auch gefaßt. So hat mir schon einmal ein alter, aber geistesarmer Professor und Hofrath, nachdem er meine Einleitung in die griechische Geschichte gelesen, geantwortet. Ich nenne solche Reden gegen meine Definition von Geschichte — als System der Entwicklungsgesetze — geistesarm und beschränkt, denn Niemand wird von Newton sagen, er hat Naturerscheinungen, die nicht da sind, construirt und diese die Gravitationsgesetze genannt. So wenig Newton die Natur gefälscht

hat, um jenes wichtige Naturgesetz zu finden, so wenig fälscht (construirt) ein Historiker die Geschichte, wenn er Entwicklungsgesetze nachweist. Auch die historischen Wissenschaften bedürfen jetzt eines Newton und Leibnitz, aber Compilatoren braucht man keine mehr, solcher hat es in der Geschichtsliteratur nur zu viele gegeben. Büchertitel sind genug zusammengedruckt worden und was hat das geholfen?

Auf dem ausgelaufenen alten Fahrgeleise traditioneller Geschichtsbehandlung den Karren weiter zu führen, ist bequem. Eine mäßige Anerkennung von jedem Fuhrmanne, der auf diesem Alltagsweg fährt, ist mit einem guten materiellen Leben und sorgenloser Stellung verbunden. Auf gleicher Spurweite begegnet man so keinem entgegenfahrenden Gefährt. Anders ist der Weg, den ich als den einzig richtigen bezeichnete, uneben und unbefahren liegt eine steile Höhe vor uns und eine unendlich reiche Ebene. Hier einen Weg zu bahnen, der zu den höchsten Ideen reicht, ist die Aufgabe des Historikers. — Große Geister haben im vorigen und in diesem Jahrhundert diesen Weg angedeutet, warum sollte man zaudern, ihnen zu folgen?

Es ist beschämend für die teutsche Wissenschaft, daß derselbe Vorwurf, den Napoleon I., ein Riese, den unsere Zeit nur anstaunen und bewundern kann, den Geschichtsbüchern machte, noch jetzt ihnen mit Recht gemacht werden kann. Er nannte die Geschichte une fable conventionelle. Sie und besonders die griechische Geschichte ist es bis heute in unsern gangbaren Geschichtsbüchern geblieben.

Mag auch ein Gefühl von Furcht bei der colossalen Arbeit, eine Wissenschaft daraus zu machen, uns anwandeln — man muß es versuchen. Wer ohne einen Schritt vorwärts zu wagen ins alte bequeme Geschichtenschreiben zurücksinkt, ist — feig.

Wenn man zugiebt, die Geschichte sei Gegenstand einer Wissenschaft, und die griechische Geschichte dürfe nicht als Localgeschichte, wie etwa eine französische, englische, baierische oder ungarische u. s. w. Landesgeschichte betrieben werden, so liegt es nahe den Grund zu suchen, weshalb die griechische Geschichte noch so sehr im Argen liege. *Man hat keine griechische Rechtsgeschichte studirt und an den Universitäten gelehrt.* — Wer hat die große Umgestaltung in der Geschichtschreibung der teutschen und römischen Geschichte hervorgebracht — die Rechtsgeschichten! — Ich will nur die Namen von *Eichhorn*, *Walter*, *Savigny* nennen. Diese führten auf die Beachtung des Realen, Materiellen und Volksmäßigen der Zustände statt der Anekdoten.

Die Juriſten haben für die Hiſtoriographie der römiſchen und teutſchen Geſchichte vom volkswirthſchaftlichen Standpunkte aus viel, ſehr viel Verdienſt. Auf ihren Schultern muß die künftige Forſchung nach Entwicklungsgeſetzen ruhen. Wie ſteht es nun mit den Philologen in der alten, beſonders der griechiſchen Geſchichte? Auch ſie haben im Sammeln und Sichten des Materials viel gethan — aber das waren nur Vorarbeiten. Wie man dieſe benützen und beurtheilen ſoll, möge ein Beiſpiel ſtatt vieler zeigen.

§ 10. Titel, Dedication und Eintheilung einer griechiſchen Geſchichte nach Curtius. Seine Bekenntniſſe über ſeinen Standpunkt als Hiſtoriker. Erſtes Kapitel: Land und Volk.

Die Verlagshandlung des angegebenen Werkes hat mehrere Handbücher zur Kenntniß des claſſiſchen Alterthums erſcheinen laſſen. Darunter iſt auch Mommſen's Buch, betitelt: Römiſche Geſchichte. Nebenbei bemerke ich, daß dieſes letztere Werk keine Geſchichte iſt, da der Verfaſſer auf den Namen eines Hiſtorikers keinen Anſpruch hat. Die Verfaſſer jener Werke in der bekannten Reihenfolge ſind ſämmtlich Philologen. Man wird alſo die philologiſche Geſchichtsbehandlung oder Mißhandlung in dem vorliegenden Werke von E. Curtius zu beſprechen haben. Die Philologen haben für einen Theil der Forſchung der griechiſchen und römiſchen Geſchichte große Verdienſte, und der Verfaſſer ſelbſt hat hierin Erhebliches durch die Monographie über den Peloponnes und die Jonier geleiſtet. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß er und gerade in jetziger Zeit, ſeine eigenen Verdienſte ſo miskannt hat, daß er eine griechiſche Geſchichte zu ſchreiben anfing, ohne Hiſtoriker zu ſein. Wenn der Verfaſſer auch nur entfernt die Anforderungen kennt, welche man an eine wiſſenſchaftliche Geſchichtsbehandlung ſtellt, ſo würde er wol ſelbſt den beſcheideneren Titel für ſein Buch: Griechiſche Geſchichtchen gewählt haben. Den letzten Titel verdient es auch, da der Verfaſſer weder weiß, was Geſchichte ſei, noch ein Syſtem, noch eine Idee über das Weſen der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft hat. Vor etlichen zehn Jahren hätte man ſolchen fleißigen Sammelwerken von Anekdoten aus der Geſchichte und überſetzten Quellen-Excerpten, wie ſie Curtius gibt, Beifall gezollt. Jetzt ſagt jeder Leſer: Das iſt keine Geſchichte. Gegen dieſen Vorwurf verhält ſich der Verfaſſer ganz neutral. Keine Vorrede rechtfertigt ſeinen Plan. Man ſieht nur aus der Dedication, daß der Verfaſſer auch hier unterließ, den Schein von

Schmeichelei und Bestechlichkeit zu meiden, was die erste Bedingung des Historikers sein muß. Geschichtswerke, welche Fürsten und Prinzen dedicirt wurden, sind bekanntlich in der historischen Literatur stets durch ihre beschränkte Anschauung gebrandmarkt. So viel über die Dedication des Buches. Nachdem so große Talente seit hundert Jahren sich mit der Philosophie der Geschichte und dem Begriff derselben abgemüht haben, ist es im höchsten Grade albern, die Resultate jener ganzen Literatur zu ignoriren, wie es Curtius für gut findet.

So ist leider die längst erwartete griechische Geschichte von Curtius ausgefallen. Sie liefert den Beweis, daß der Verfasser gar keine Begabung zum Historiker habe, sondern nur populärer Geschichtchenerzähler sein kann. Damit will ich gar nicht sagen, daß sein Buch nicht viele gute Untersuchungen, interessante Ansichten u. s. w. enthalte, nur ist es keine Geschichte — ist nichts Wissenschaftliches, nichts nach einem System Geordnetes und Gesichtetes. Ich erkenne die Masse von Stoff mit dem offenen Geständniß an, daß manchen Leuten so viel Detail, wie es in diesem Buche ist, nicht im Gedächtniß zu Gebote steht. Aber Curtius kann keine Resultate daraus bieten, keine Erkenntniß der Nothwendigkeit zeigen. So ist die Masse der Kenntniß bei ihm eher ein Tadel als ein Lob. Die neuen Gesichtspunkte sind nur vereinzelt und entscheiden nichts, sie sind unter der Masse des schon längst Bekannten in ein ungeordnetes Chaos eingesprengt. Ich gehe die einzelnen Abschnitte und Kapitel des Buches durch, um zu zeigen, daß dasselbe kein Geschichtswerk, sondern nur ein Sammelwerk von Forschungen ist.

Schon die Eintheilung hat etwas höchst Abenteuerliches. I. Buch. Bis zur dorischen Wanderung. II. Buch. Bis zu den Perserkriegen. Gewiß ist die Frage nicht unbescheiden, wo denn nach Curtius der Anfang sei? Von wo an rechnet er bis zur dorischen Wanderung? Unten spreche ich näher von seiner Ansicht über die Anfänge der Geschichte eines Volkes. Das zweite Buch schließt er bei der Seeschlacht bei Lade. Das ist eben so willkürlich, wie die ganze Eintheilung, es ist aber auch ein Beleg für die mangelhafte Einsicht des Verfassers. Wie kann in der Geschichte des geistreichen und ausgebreiteten Handelsvolkes eine elende gekünstelte Revolution, die noch dazu ganz jämmerlich ausging, Epoche machen? Das kann nur der, welcher keinen Beruf zum Historiker hat, für eine

Epoche ansehen. Wenn man nach der Zahl der Druckbogen Epochen in die Geschichtswerke setzt, dann kann Curtius Recht haben. Ueber eine solche Eintheilung kann man nur lachen und sein Bedauern ausdrücken, daß solche Zeugnisse schwachen Geistes und historischer Unfähigkeit noch gedruckt werden. Neben diesen principiellen Schwächen des Curtius'schen Werkes muß ich auch die praktische Anordnung des Stoffes tadeln. Es fehlen vor Allem die Jahreszahlen — am richtigen Platze —, wo sie schlagend beweisen sollen. Ich lege kein besonderes Gewicht darauf, ob ein Ereigniß 370 oder 369 oder 390 fällt, das ist mir höchst gleichgültig; ob man neben Lykurg die Zahl 880 v. Chr. oder 1240 n. Chr. schreibt. Die Zahl muß dem Leser etwas erklären, sonst ist sie bloße Ausschmückung. Sie muß ihm die Raschheit oder Langsamkeit der Entwicklung anschaulich machen. Dazu bedient man sich passend der Jahreszahlen in der Geschichte. Zum Auswendiglernen und Behalten sind sie nicht nothwendig. Der Geschichtsforscher bedarf der Jahreszahlen für die chronologischen Regesten.

Ein anderer Uebelstand ist, daß der Verfasser, um auf einen Entwicklungsmoment in einem Lande übergehen zu können, immer ab ovo beginnt mit der betreffenden Lokalgeschichte. Das habe ich wiederholt getadelt. Das zweite Buch, auch wieder mit dem halben Titel „Bis zu den Perserkriegen", bietet hierfür Beispiele. Zuerst kommt die „Peloponnesische Geschichte" und wird fortgeführt bis zum Sturz der Tyrannis und dem Anfang der älteren spartanischen Symmachie 580—560 v. Chr. Von dieser Zeit muß man im zweiten Kapitel in die attische Urzeit der Pelasger und Kranaer zurückspringen. Im dritten Kapitel wird die Geschichte der sporadischen Hellas eben so darangeflickt, obschon diese von 950—580 die Trägerin der Cultur war. Das vierte Kapitel handelt von der griechischen Einheit. Diese liegt in dem Moment, welchen der Verfasser richtig darin hervorhebt — der Nationalität, der Cultur und Anschauungsweise. Warum bringt er aber die Einheit am Ende? Den Schluß des Bandes bilden die Kämpfe mit den Barbaren. Dieser letzte Abschnitt ist auch so von außen hingeklebt, denn dieses Kapitel folgt nicht mit Nothwendigkeit aus der Gruppirung des Verfassers.

Seine Unklarheit über das Wesen der Geschichte gesteht der Verfasser S. 374 in den bekannten Redensarten offen ein, indem er sagt: „Die Geschichtschreibung muß der Ueberlieferung folgen, welche aus dem Leben der Völker einzelne hervorragende Thatsachen aufbewahrte,

aber für das allmälig Werdende kein Gedächtniß hat." Solche hervorragende Thatsachen hat zum Beispiel der Anekdotensammler Plutarch erhalten. Hält Curtius das für eine hervorragende Thatsache, daß Alcibiades seinem Hund den Schwanz abhauen ließ? Es ist auch überliefert! Man muß der Ueberlieferung folgen! Der Verfasser hat, wie man hieraus entnehmen muß, für das Werdende keinen Sinn und keine Forschungsgabe, nicht die Geschichte kein Gedächtniß dafür. Er fährt dann fort: „Darum werden einzelne Schlachttage in das hellste Licht des Ruhmes gestellt, während die stille und unscheinbare Arbeit eines Volkes, an welche es viele Menschenalter hindurch seine beste Kraft setzt, im Verborgenen bleibt." Man sieht hieraus, daß Curtius die bisherige Geschichtenerzählung für das Maßgebende hält, wie man Geschichte schreiben müsse. Dadurch erhalten bei ihm z. B. Schlachten und biographische Notizen ein Uebergewicht über Erbrecht, Arbeitstheilung, soziale Fragen, Mobilisirung des Bodens, religiöse Ideenkreise und die Verbreitung der Cultur. Von seinem Standpunkt ist dann natürlich die elende Seeschlacht bei Lade wichtiger als die Einfuhr des Papyrus in Griechenland. Letztere ist Epoche machend, nicht erstere in der hellenischen Entwickelung.

Das erste Kapitel im ersten Buch ist betitelt: Land und Volk. Hierin spricht der Verf. S. 10 von der Mission der nordgriechischen Völker, die zu etwas „geschaffen und berufen" sein sollen. Es wird wol die Frage gestattet sein, wozu waren denn die Kaukonen, Leleger, Kaukoner und Pelasger geschaffen und berufen? Etwa um Sklaven und Heloten der Hellenen zu werden! Oder dazu, daß die Hunde der Spartiaten die Enkel jener Stämme zerreißen konnten! Die Unklarheit des Verfassers über die Fundamentalbegriffe der Geschichte ist so groß, daß er S. 11 wörtlich sagt: Die Geschichte eines Volkes ist nicht als ein Produkt der natürlichen Beschaffenheit seiner Wohnsitze zu betrachten. Diesen Satz schränkt er wieder ein oder hebt ihn auf, indem er beifügt, die Bodenform hätte der Entwickelung eine eigene Richtung gegeben. Das Letztere hebt den ersten Satz wieder auf und der erste machte den zweiten unmöglich. Welche Inconsequenz ist es, Griechenland im ersten Kapitel zu beschreiben und darin selbst zu sagen: die Beschaffenheit von Griechenland hat nicht mit Nothwendigkeit die ganze Entwickelung der Hellenen producirt! Besser wäre es gewesen, der Verf. hätte seine Widersprüche mit sich selbst durch tiefes Stillschweigen über die Landesnatur von Hellas verdeckt. Wieder anders äußert sich hierüber der Verf. S. 15: „Bei dem Völkerleben ruht

ein tieferes Geheimniß (als beim Pflanzenleben) auf dem Zusammenhange zwischen Landschaft und Geschichte." Damit wirft der Verf. seinen eigenen früheren Satz (siehe oben) wieder um. An tieferes Geheimniß in jenem Punkte glaubt Niemand. Was Curtius Geheimnisse nennt, ist Bequemlichkeit der Forscher!

Was noch auf S. 11 über asiatische Geschichte und anderes steht, ist nur als eine unbegreifliche Befangenheit zu bezeichnen. Eine Probe davon kann ich dem Leser nicht vorenthalten. Der Verf. sagt: Es bildet sich in jeder Gaugenossenschaft (in den Landschaften Griechenlands meint er) das Gefühl einer von Gott gewollten und geordneten Zusammengehörigkeit. — Das Bewußtsein einer vor Gott und Menschen vollberechtigten Selbstständigkeit. Es sind dies phantastische Vorstellungen, da die Griechen als wilde rohe Horden, Söldner oder als Räuber sich in den Besitz ihrer Landschaften setzten und dabei an Gott nicht gedacht haben, sondern nur an sich selbst. So wenig die heidnischen Teutschen bei der Völkerwanderung dem Herrn Curtius zu lieb von Gott gewollte Staaten bildeten, oder sich selbst die Vorstellung ausmalten, Gott wolle es, daß sie die römische Cultur und die christliche Religion zerstörten! So wenig haben die Griechen so etwas gedacht. Jedermann wird erkennen, daß man den grassesten Fatalismus in der Anschauung des Verf. hier aufdecken kann. Er ist selbst Fatalist oder will die ältesten Griechen und alle Völker dazu machen. Man vergleiche S. 262.

Auf S. 13 erlaubt sich der Verf. nicht ohne einige Keckheit über die babylonische und ägyptische Geschichte abzusprechen. Er sagt, am Euphrat und Nil sei ein stetiges Einerlei, die Cultur der Aegypter stocke mumienartig eingesargt, diese hätten nur Chronologie, keine Geschichte. Wenn Herr Curtius nur etwas logisch denken könnte, so würde er bemerken, daß zur Entwickelung der hohen ägyptischen Cultur doch ein Leben der Nation nöthig war und dann, als sie ihren Lebenslauf vollendet hatte, erst die mumienartige Fortexistenz anfing. Selbstständige Cultur und ewiges im Sarge liegen ist ein Widerspruch! In demselben Lande, Griechenland, das Curtius als das Ideal des Leben gebenden Landes schildert, war in der byzantinischen Zeit von 530—1453 die furchtbarste Stagnation und ewiger Tod. Obschon dieselben Naturwolthaten wie früher da waren. Wie will sich hier Herr Curtius helfen? Er sagt, solche Zustände der Erstarrung dulde der Wellenschlag des

ägäischen Meeres nicht! Das stellt die byzantinische Geschichte aber als unwahr dar!

Nachdem auf S. 15 das Bekannte oder die stereotype Redensart über den Griechenhimmel, die Berge als Hüter der Freiheit (man denke an den Despotismus, der im Libanon und in den asiatischen Bergen thront, an die Paschawirthschaft der Beamten in teutschen Gebirgsländern) und das griechische Meer in einer verschwommenen Naturbeschreibung gesagt ist, geht der Verf. auf die griechische Ethnologie über. Der erste Satz davon ist aber falsch. Er lautet: Die Geschichte kennt keines Volkes Anfänge. Das muß ich als unrichtig bezeichnen, denn die jetzige gebildete Welt, außer Herrn Curtius, kennt den Anfang der amerikanischen Entwickelung seit 1492 ganz gut! Curtius sagt hierauf: in den Gesichtskreis der Geschichte treten die Völker erst ein, nachdem sie eine eigenthümliche Bildung gewonnen haben. Das ist so zu verstehen, daß die Völker in den sehr beschränkten Gesichtskreis des Herrn Curtius erst dann treten, die andern Menschen haben schon längst die Amerikaner auch ohne eigenthümliche Bildung vom historischen Standpunkt aus betrachtet. Ich folge dem Verf. in die sprach-philosophische Betrachtung. Wenn er davon und von Celten und Deutschen, Italikern und Pelasgern reden will, so muß er die Resultate der celtischen Sprachforschung von Mone und Pridchard's und Latham's ethnologischen Untersuchungen kennen, beides hat er ignorirt. Den Accent vindicirt er nur den Griechen und Italikern, obschon jede Formsprache ihn haben muß und hat. Endlich hat er den Zusammenhang der Sprachisolirung mit dem Klima, Wohnsitz, Temperament und Abstractionsvermögen ganz ignorirt — da er doch nach Riehl'schen Ideen! Land und Leute (Volk) dieses Kapitel nennt. In dieser Hinsicht möchte ich bemerken, daß es kein Zufall ist, daß die Griechen die Aspiraten behielten, die Italiker sie verloren. Es geschah dies nach demselben Naturgesetz, das bewirkte, daß die auf den Bergen von Skandinavien, in Schottland, Wales und Irland lebenden Völker im nordischteutschen und celtischen Idiom die Aspiraten bewahrt haben. Es tritt bei der sprach-philosophischen Betrachtung des Verf. wieder seine Unklarheit der Begriffe hervor. Er findet es merkwürdig, daß die griechische Sprache ihre Consequenz und Gesetzmäßigkeit bewahrt habe. Das thut jede Sprache, wenn sie keine fremden Elemente wegen Wort-Armuth in sich aufzunehmen gezwungen wird! Darüber kann man nur lächeln, wenn er sagt, die Griechen hätten in ihrer Sprache das

feine Gesetz aufgestellt, die Wörter nur auf Vocale oder n, r und s enden zu lassen. Dieses feine Gesetz hat die Natur, welche der Kehlkopf der Griechen bildete, aufgestellt, ein Volksbeschluß einer griechischen Republik ist mir hierüber nicht bekannt! S. 19 findet der Verf. die Stärke der griechischen Sprache im Zeitworte, er übersieht, daß dies nur die Folge der Vermischung mit Semiten (Phöniziern) war. Daß jede Sprache sich nach bestimmten Gesetzen vom concreten zum abstracten Bau entwickele, wußte der Verf. nicht. Er stellt die Sprache der Alexandriner, welche wir haben, dar, als ob sie immer so gewesen sei. Ja in der philologischen Vergötterung der griechischen Sprache nennt er nur sie ein Kunstwerk. Die teutsche, lateinische, irische Sprache ist auch ein Kunstwerk, kurz jede Sprache ist es, weil jede Naturprodukt ist. Anerkennen muß man, was der Verf. S. 23 über den äolischen Dialekt sagt; es sind zwar keine neuen von ihm ausgehenden Ideen, aber es ist verdienstlich, sie angenommen zu haben.

Bei der Gesichtsbildung der Griechen gibt der Verf. ganz unrichtige Angaben. Die Griechen in Hellas waren nicht schön. Zudem hat die Gesichtsbildung drei Perioden durchlaufen und darin sich verändert. Die Aegineten zeigen weder große Augen, noch gerade Nasen, noch einen feinen Mund, was der Verf. als typisch für die Griechen hervorhebt. Diese Züge sind den asiatischen Griechen und den Sikelioten eigen und kamen durch sie als Ideale nach Athen am Ende des 5. und Anfang des 4. Jahrhunderts. Es ist ja historisch bekannt, daß asiatische Hetären die Modelle für die athenischen Künstler waren; die Münzen von Kleinasien und Sicilien beweisen ebenso, daß dort die schönsten, eigentlichen, griechischen Gesichter waren, während gerade die athenischen Münzen älterer Zeit und des Phidias Reliefe am Parthenon semitischen Gesichtstypus tragen.

§ 11. Zweites Kapitel. Die Vorzeit der Hellenen.

Mit dem Abschnitt Pelasger und Hellenen geht der Verf. zur Urgeschichte über. Auch hier herrscht eine große Verworrenheit, indem er die Vorstellung der Griechen von ihrer Urzeit und seine eigene Ansicht vermengt. In diesem schwierigen Kapitel kann nur die Analogie der Völkerwanderung vom 4—6. Jahrhundert einen Weg durch das Dickicht der Sage und Dichtung der Griechen bahnen. Historische Parallelen aber stehen Curtius nicht zu Gebot. Er gesteht S. 27 selbst, daß er sich die Verbreitung der Hellenen nicht deutlich

machen kann, was dem Leſer auch ohne dieſe Aeußerung nicht entgehen konnte. Es iſt ganz dieſelbe unklare Anſicht, wie ſie anderwärts ausgeſprochen wird, voller Widerſprüche, ohne Vorſtellung. An dieſer Stelle theilt er auch Niebuhr's Anſicht, die Jonier ſeien von jeher in Kleinaſien wohnhaft geweſen und hätten die dortige Küſte beſeſſen. Nach dieſer Meinung läßt dann Curtius die Jonier vom inneren Phrygien an die Küſte herabſteigen. Er überſieht dabei, daß zwei wichtige Geſichtspunkte dieſer Hypotheſe widerſprechen; erſtlich die aſiatiſchen Griechen haben in ihrer Geſchichte und in ihrem Leben zu wenig Aſiatiſches, zweitens beweiſt die Lage ihrer Städte vom militäriſchen und commerciellen Standpunkte aus, daß ihre erſten Erbauer vor den Griechen nur von der See her gekommen ſein können. Nachdem der Verf. ſich der Hypotheſen Niebuhr's, die nicht haltbar ſind, bedient, muß es auf S. 29 befremden, mit welcher Kühnheit er ſagt, „er habe ſich den Kern der Wahrheit angeeignet", und hierauf mit Conjekturen über die Phrygier fortfährt. Ebenſo gewaltſam ſtellt der Verf. S. 40 die griechiſche Mythologie auf den Kopf: er ſagt: „Und Kadmos und Pelops — was iſt an ihnen fremd, als die Herkunft! Sind ſie nicht die Gründer alles deſſen, was ächt helleniſch iſt!" — So will er jene älteſten Einwanderer zu Griechen machen, um ſich in der nothwendigen Conſequenz auf die Mythologie und Cultur weder für Creuzer und Röth, noch für Lobeck entſcheiden zu müſſen. Wozu ſollen ſolche Hypotheſen als Auswege führen, denen man das Gekünſtelte und Widerſprechende ſogleich anſieht? Lykier und Karier macht er alſo zu Joniern und doch hat man Sprachdenkmale von beiden, die eine ganz fremde Sprache enthalten. Um dafür Beweiſe zu haben, daß er ſo mit den hergebrachten Anſichten umgeht, will er aus der Sage des Danaos S. 41, Beweiſe ſchöpfen. Eine Inconſequenz und ein Widerſpruch mit ſeinen Behauptungen S. 37, auf die ich unten zurückkomme, muß ich bei S. 41 erwähnen. Der Verf. erklärt hier Javan für einen Geſammtnamen ohne klare Begrenzung. Wozu hat er aber S. 37 ſich alle Mühe gegeben, Javan als in der Realität identiſch mit Jonier zu erweiſen? Wenn es ein Name ohne klare Begrenzung iſt, beweiſt er nichts. Die gekünſtelten Etymologien, wobei noch die Hieroglyphen, die Niemand leſen kann, herhalten müſſen, können weder beweiſen, daß die griechiſchen Jonier im 11. Jahrhundert Seefahrer waren, noch die Javan der Bibel ſind. Es iſt auf S. 54 wieder derſelbe unhiſtoriſche Schluß

daß auf Etymologien ſich Beweiſe für die Realität gründen ſollen, während nur das Nominale bewieſen wird.

Ueber die Hypotheſe von Curtius, die Javans ſeien in Wirklichkeit, nicht dem Namen nach die Jonier des 12. und 11. Jahrhunderts, will ich nicht ſo kurz abſprechen. Eine der neueſten Unterſuchungen auf dem Gebiete der alten Ethnologie, welche ſich auf Sprachvergleichung ſtützt und mit Curtius' Anſicht in Betreff der Javans im Allgemeinen übereinſtimmt, iſt von F. G. Bergmann (de Strassbourg): Les peuples primitifs de la race de Jafèt, Colmar 1853. Während Curtius S. 38 beſonders die ägyptiſchen Uinim mit den Javans in Verbindung bringt, gibt Bergmann mehr hiſtoriſche Thatſachen a. a. O. S. 54—59. Die Schlüſſe, welche Curtius zieht, ſind weder klar noch ſcharf, während Bergmann das Unſichere und die Unbeſtimmtheit des Ausdrucks Javans ausdrücklich in ſeiner Schlußbetrachtung hervorhebt.

Curtius argumentirt ungefähr ſo: Uinim werden in Aegypten ſeßhafte, tributpflichtige Völkerſchaften im 16. Jahrh. v. Chr. genannt. Uinim nennt die alte traditionelle Prieſterſprache im 2. Jahrhunderte v. Chr. die Griechen — alſo hat Uinim im 16. und 2. Jahrhundert die joniſchen Griechen bezeichnet. Es liegt doch viel näher zu glauben, daß Uinim Ausländer des Nordens heiße und daß die traditionelle, im 2. Jahrhundert ſchon todte, Hieroglyphenſprache mit dieſem Worte keinen beſtimmten ethnologiſchen Begriff mehr verbunden hat.

Bergmann gibt dafür zwei gute Parallelen S. 58—59: Wirklich wurden Griechenland und die Griechen Javan genannt von den Hebräern, Jounân von den Arabern, Jaunô von den Arameern, Jouná von den Perſern, Joueûna von den Armeniern u. ſ. w. Kurz, wie die Orientalen heut zu Tage den Namen Franken und Romanen gebrauchen, um im Allgemeinen die chriſtlichen Völker Europa's zu bezeichnen. Wie auch am Anfang des Mittelalters die Hindu's den alten Sanſerit-Namen Yavans anwendeten, um die heterodoxen Völker im Weſten von Hindoſtan zu bezeichnen und ganz beſonders die muhammedaniſchen Araber. Die teutſchen Völker bieten zu ſolchen Namenübertragungen viele Beiſpiele. Die Sueven waren Celten und doch gibt es dann ein teutſches Volk Schwaben.

Man muß ſich die Namensgleichheit von Jonien und Jonier mit Javans auf eine ungekünſtelte Weiſe erklären. Es herrſcht hier durchaus keine Identität der Begriffe, wie Curtius bei ſeiner

Unklarheit zu glauben scheint, sondern die Sache verhält sich wie Bergmann S. 58 sagt: der ursprüngliche Name der ganzen Stamm-Race — der Name Joner — ist in der Ueberlieferung und Geschichte nur bei einem unterschobenen jüngeren Zweige übrig geblieben. Nichts desto weniger hat er sich erhalten und blieb im Gebrauch bei allen Völkern Asiens, um die Griechen im Allgemeinen zu bezeichnen. Die Bedeutung von Javan, Uinim ist also — alle in Hellas wohnenden Völker, also Karier, Leleger, Hellenen, Pelasger. Ja, faßt man Alles zusammen, so liegt überall in Javan der Sinn im Westen oder Norden wohnend. Dieser Begriff kann nicht mit den Joniern identisch sein, die von Attika 1044 nach der asiatischen Küste zogen. Curtius fühlt dies und übersetzt die Javan mit Altjonier und die Jonier des 11. Jahrhunderts nennt er Neujonier. Nun ist es doch gewiß erstens praktischer, die Altjonier fallen zu lassen und mit ihrem Namen Javan zu nennen. Zweitens frage ich — was nützt es uns, in der griechischen Geschichte zu wissen, daß die alten Culturvölker im 16—10. Jahrhundert v. Chr. einen ganz allgemeinen Racenamen auch speciell auf die Hellenen und den jonischen Stamm anwendeten?

Lohnender wäre es gewesen, statt dieser Alt- und Neujonier, was nur verwirren muß, Bergmann's Darstellung anzunehmen, der sich so äußert:

In der Wiege der japhetitischen Race westlich von Arachosien und südöstlich von Persien gab es ein Volk, dessen schon 1500 v. Chr. in der Sanscrit-Literatur (Gesetze des Manu X. 44) Erwähnung geschieht unter dem Namen Yavans. Die Sanscritbücher schildern das Volk mit einem lebhaften und leidenschaftlichen Charakter. Sanscritaner erklären die Javans als die Lebhaften, Raschen vom sanscr. Yavan, beweglich, das Pferd. Die Javans selbst nannten sich mit einem synonymen Worte Ios, d. i. Ickos, rasch. Die Wurzel von ἵππος. Will man hieraus den Namen der Hikkos erklären, so liegt das sehr nahe. Die Javans wanderten durch Armenien nach Kleinasien. Der Beweis, den Bergmann für diese Richtung der Wanderung gibt S. 54, ist sehr schlecht. Hierauf gibt er eine kurze Darstellung der hellenischen Vorgeschichte, welche ich im Gegensatz zur Weitläufigkeit bei Curtius ihrer präcisen Sprache halber empfehle.

Die Urgeschichte oder „Vorzeit der Hellenen", wie der Verfasser sein zweites Kapitel nennt, ist höchst überflüssig und mit zu großer Breite ausgeführt.

§ 12. Drittes Kapitel. Die älteſten Staaten.

Als drittes Kapitel ſchildert er „die älteſten Staaten.“ An die Spitze deſſelben hat der Verfaſſer nicht mit Unrecht das Reich des Minos auf Kreta geſtellt. Wenn er aber am Schluſſe ſagt: Auf Kreta hat ſich zuerſt aus trüben Miſchungen verſchiedenartiger Volksſchichten durch Ausſcheidung und Abklärung eine Cultur gebildet, die das reine Gepräge des Helleniſchen trägt, ſo geſtehe ich, dies nicht zu verſtehen. Denn ich habe wol eine Cultur durch Aneignung von Wiſſen und Aufklärung entſtehen ſehen, noch nie aber, wie Herr Curtius, durch Ausſcheidung und Abklärung. Hier in Kreta, ſagt der Verfaſſer, hat der griechiſche Geiſt ſich zuerſt geoffenbart u. ſ. w. Dies kann nur als eine ſubjective Anſicht oder Hypotheſe des Verfaſſers bezeichnet werden.

Das Reich des Minos war nicht griechiſch. Es läßt ſich aber doch in viel beſtimmteren Zügen zeichnen, als Curtius that. Ein Bild davon kann ſeine nur grau in grau ſkizzirte Zeichnung kaum geben. Sodann ſpricht der Verfaſſer von den Phrygiern, was ganz gut ſich in einer Reiſebeſchreibung ausnehmen würde. Nur verräth der Anfang, daß dem Verfaſſer jede hiſtoriſche Befähigung abgeht. Er ſpricht von Deſpotenreichen des Orientes, die auf Eroberung gegründet ſeien S. 62, von deren Armuth an innerer Entwickelung. Die Einſicht, daß die Deſpotenreiche in Aſien mit der Eroberungspolitik nur die Endſpitze der Entwickelung ſind, wie das Reich Alexanders des Großen, das des Auguſtus und Napoleon's I. nur der Anfang der letzten Periode iſt, hat der Verfaſſer ſich noch nicht erworben. Daher hat er die verkehrteſten hiſtoriſchen Anſchauungen. Nachdem die Lydier in Form einer Reiſebeſchreibung an den Augen des Leſers vorübergeführt ſind, folgen die Troer und das Reich der Dardaniden. Curtius erkennt zwar, daß ihr Gebiet zwiſchen zwei Gegenſätzen der Völker, den Phrygiern, Lydiern und Aſſyriern und dann den Phöniziern lag, doch im Concreten kann er dieſen Gegenſatz und ſeine Wirkung nicht ausſprechen. Es gehen ihm die Kenntniſſe der Landesprodukte, Volkswirthſchaft und Induſtrie jener Länder ab. Auf S. 65 wird die Erſcheinung, daß die Mitglieder der troiſchen Königsfamilie zwei Namen — griechiſche und phrygiſche — führen, durch ein Zuſammenwohnen dieſer Völker in jener Stadt erklärt, was ganz verfehlt iſt. Es beweiſt nur, daß zur Zeit des Homer die klein-aſiatiſche Küſte noch polyglott war. Es wäre wol beſſer geweſen, der Verfaſſer hätte die altmodiſchen Deutereien der Niebe-

und Tantalussage S. 67 weggelassen. Er will darin Bilder der Sommerhitze und der Erdbeben sehen; wenn es das ist, so gehört es in die Geographie, nicht in das Kapitel: Die ältesten Staaten. An demselben Orte spricht der Verfasser von Lykien. Diesen Namen will er von Apollo Lykius ableiten, während es doch auf der Hand liegt, daß das Umgekehrte der Fall ist. Lykien und Cilicien sind wie Thynien und Bithynien correlative Namen oder Bezeichnungen der semitisch-phrygischen Sprache. Die Termilen hat der Verfasser auch erwähnt, ohne bestimmtere Angabe. Sie sind die östlichen Eroberer, welche der minoische Seeräuberstaat ausschickte im 13—12. Jahrhundert v. Chr. Der Verfasser hat die Vorstellung, S. 70, daß das Griechenthum eine Abklärung der phrygischen und karischen Staaten des 13—10. Jahrhunderts seien. Wenn er die Völkerwanderung vom 5—6. Jahrhundert kennt, wird er durch die Analogie wol begreifen, daß das fränkische und angelsächsische Reich keine Abklärung des römischen sei. Ganz so ist auch die Verbreitung der Griechen nur durch eine gewaltsame Eroberung möglich gewesen. Was er über den Apollocult, S. 70, sagt, ist sehr schön und wahr, nur fehlt ihm die belebende Idee. Apollo vertritt den Messias der Juden bei den karischen Völkern, bei den phrygischen dagegen sind im Dionysus die messianischen Prophezeiungen der Juden verkörpert. Bei den Japhetiten war die Denkkraft und Phantasie so gestaltet, daß sie an eine vergangene Incarnation der Gottheit glauben mußten. Bei den Semiten war die Phantasie für eine kommende Incarnation empfänglicher. Derselbe Glaube hat bei den Juden die messianischen Prophezeiungen, bei den Griechen den Apollocult hervorgebracht. Die Semiten hatten die Neigung ihres Vorstellungsvermögens dahin, daß sie sich die Incarnation der Gottheit als eine bevorstehende dachten.

Die vorhellenischen Staaten in Hellas werden nun auch aufgezählt, die Minyer in Iolkos und Orchomenos und die Kadmäer in Theben. Beide aber werden wieder als Staaten der asiatischen Griechen betrachtet. In derselben Auffassung sind dem Verfasser die Aeoler aus Asien nach Böotien herüber gewanderte Pelasgerstämme, S. 76. Doch läßt er sich nicht näher auf die Aeoler ein, indem er rasch zu den Achäern übergeht. Was er über die phthiotischen Achäer sagt, weicht von der allgemeinen Ansicht nicht ab. Aber die Art, wie er den Peleus zu einem Achäer, aus Lykien kommend, macht — um sich consequent zu bleiben —, erfordert so weitläufige Deductionen und Gründe, daß es schwer wird, zu folgen. Für diese willkürliche Hypo-

theſe ſollen die lydiſchen hochaufgeſchütteten Grabhügel im Peloponnes, die Pfeifer-Innung (ein ſehr trivialer Ausdruck, denn das corporativ-ſociale Element fehlte bei den Griechen) in Sparta Beweiſe ſein! Auf S. 78 macht der Verfaſſer Conjectur auf Conjectur um die Achäer von Klein-Aſien im Peloponnes landen zu laſſen, oder in Theſſalien bekannt zu werden.

§ 13. Das vierte Kapitel. Die Wanderungen und Umſiedelungen.

Alle dieſe gekünſtelten Theorien, welche der Verfaſſer dem Namen Javan und der Etymologie Jaonen-Jonier gemacht hat, erſchweren auf S. 101 flg. im Abſchnitt „Auswanderung zur See“ das Verſtändniß. Doch auch da ſagt er, S. 108, wieder das Unglaubliche. Die Jonier bei ihrer Rückwanderung nach Klein-Aſien ſeien in Folge jener Ueberfüllung der ſüdgriechiſchen Landſchaften (um 1100 v. Chr.) ausgewandert. Dagegen ſprechen die Zahlen in Sparta zur Zeit des Lykurg, daß keine Uebervölkerung in Hellas damals war. Es war aber die ſociale Gliederung durch die Dorier erſchüttert worden, das veranlaßte die Auswanderung. Die Jonier trafen, das iſt ja bekannt, in Chios und Samos Pelasger, in Milet Karier, in Epheſus Lydier. Wie kann man dagegen behaupten, das ſeien alles Griechen geweſen, wie die Jonier von 1044? Sie waren wol alle eines großen Stammes der Javans, aber ganz verſchieden in Sprache, Bildung, Staatsweſen, Geſellſchafts-Organiſation u. ſ. w.

Die äoliſche Gründung in Aſien, welche man allgemein um 1124 ſetzt, bringt Curtius mit der Sage vom Troer-Kriege zuſammen. Er hebt hervor, daß dieſe Anſiedelung durch fortgeſetzte Eroberung und Kampf erreicht worden ſei. Das iſt gar nichts Beſonderes, in Jonien geſchah es ebenfalls. Mit dieſen Kämpfen gegen die Dardaner bringt er die Entſtehung des Epos in Verbindung und ſagt: Solche Lieder mußten entſtehen bei der Eroberung des troiſchen Landes. Das iſt ſehr willkürlich, wenn die Aeolier keine epiſche Auffaſſung und epiſche Gedichte aus ihrer neuen Heimath — Böotien — mitbringen konnten, d. h. aus Theben, ſo entſtand auch bei ihrem Krieg in Aſien kein Epos. Als die Spanier Mexiko eroberten, entſtand auch kein nationales Epos, weil die Zeit zum Epos vorüber war. Man lernt aus dem Folgenden, daß Curtius der Anſicht iſt, daß die Ilias aus einzelnen Liedern von Agamemnon und Achilles entſtanden ſei. Er folgt alſo Lachmann's Hypotheſe. Der Ausdruck

Lieder ist unklar, soll man sich Volkslieder darunter denken, die im Munde des Volkes lebten, weil im Volke entstanden, oder sollen es epische Dichtungen mit Musik sein, die in einzelnen Familien verfertigt wurden? Volkslieder konnte es keine geben, da die Aeolier — die äolisch redenden — so sehr in der numerischen Minorität waren, daß ihre Lieder das Volk, das eine andere Sprache hatte, nicht verstand. Vgl. auch unten § 16. Was hier vom Epos und S. 125—27 vom jonischen Epos gesagt ist, zeigt, daß dem Verfasser die Entwickelung einer poetischen Kunstgattung auch nicht klar ist. Es lag ihm nahe, die Parallele aus der teutschen Literaturgeschichte im 11. Jahrhundert zu nehmen, doch er that es nicht. „Achäer und Dardaner sind verwandte Stämme," sagt Curtius. Das ist ganz richtig, aber daraus folgt noch nicht die Gleichheit der Sprache und Cultur. Er sieht im Troer-Kriege eine Nachbarfehde, wegen einer entführten Frau. Die Ansicht, daß die Helena ein Götterbild war, ist doch wol vorzuziehen.

Die Worte des Verfassers — von allen Zügen der trojischen Sage sind bei weitem die meisten der Art, daß sie sich bei jeder ähnlichen Veranlassung wiederholen mußten — muß ich loben, sie sind ganz im rechten Sinne gesagt. Daher sich auch, wie Curtius weiter richtig bemerkt, aus den wiederkehrenden Zügen keine Geschichte eines einzelnen Krieges herstellen läßt. Hierauf gibt er an, daß eigentlich der Troerkrieg nur die achäisch-äolische Eroberung selbst gewesen sei. — Auch das kann man sich gefallen lassen. Es wird eben gegangen sein, wie bei den Kreuzzügen, die bei ihrem Beginne keine Eroberung sein sollten, sondern Wallfahrten, am Ende d. h. nach 200 Jahren arbeitete aber Marino Sanudo schon einen Plan aus, den ganzen Orient zu latinisiren. So wachsen die Ideen aus den faktischen Zuständen hervor. Die Kreuzzüge nach Osten sind die schlagendste Parallele mit den hellenischen Wanderungen nach Asien. Beide fanden beim Untergang der theokratischen Staaten und in dem Uebergange zum Rechtsstaate statt. Curtius hat daher ganz Recht, daß er den Troerkrieg nicht als einziges geschlossenes Faktum gelten läßt.

Von S. 112—128 gibt er ein Resumé von den Wanderungen, dieses hat hauptsächlich die Cultur zum Gegenstand. Er sagt hier: Von Anfang an zeige sich das griechische Leben nicht einseitig auf Ackerbau und Landwirthschaft gegründet. Das ist so zu verstehen, daß das Element unter den Griechen, welches sich zur Seefahrt und Handel neigte, das karische ist, welches gerade mit den Joniern

am meiſten verwachſen war. Die eigentlichen Hellenen wollten überall Agrikulturſtaaten gründen. Es muß dem Leſer ein Lächeln abnöthigen, wenn der Verf. auf ſein Lieblingswort: Trieb kommt und ſagt: „Der Trieb zu erwerben, war den Griechen tief eingepflanzt!“ — Das iſt er bei jedem Volke! Bei der Schilderung des heroiſchen Königthums und ſeiner Denkmäler erwähnt der Verf. S. 115 Gefolgſchaften aus den Söhnen edler Geſchlechter um den König, welche Wagenlenker, Herolde, ich füge bei, Köche, Trompetenblaſer u. ſ. w. waren. Wer in den Geiſt der griechiſchen Staaten eingedrungen iſt, fühlt, daß Gefolgſchaften ein ganz falſcher Ausdruck iſt, es muß Leiturgien heißen. Jede erbadlige Familie hatte einen Hofdienſt beim König als Leiturgie, welche bis in die zweite Periode, d. h. bis in den Rechtsſtaat perſönlich geleiſtet werden mußte. Erſt im Finanzſtaat löſte man die Leiturgien von den Familien ab. Die Leiturgien blieben beim Untergang des heroiſchen Königthums, — aber der Staatspräſident und der Rechtsſtaat ſelbſt nahm ſie in Anſpruch. Die teutſchen Gefolgſchaften — von dieſen iſt der Name entlehnt — ſind in ihrem Weſen wol daſſelbe, in ihrer Form aber etwas ganz anderes.

Die Unterſchiede des kyklopiſchen, polygonalen und des älteſten Quaderbaues ſetzt der Verf. S. 115—116 auseinander und handelt von Tiryns. Er kommt hierauf auch auf das Löwenthor von Mykenä zu ſprechen.

Das iſt eine ſchwache Partie. Nebenbei bemerkt ſind die Thiere über dem beſagten Thor Löwinnen, keine Löwen, ſie haben keine Mähnen. Dann iſt das Löwenthor fortificatoriſch intereſſant. Es iſt der erſte Anfang der innern Defenſion! Tiryns iſt noch auf die äußere Vertheidigung berechnet, d. h. die Befeſtigung iſt ſo, daß man durch Geſchoſſe den Feind von der Mauer abhalten wollte. Wenn er Sturm lief, ſo war man allein darauf angewieſen, das Ueberſteigen der Mauer zu verhindern. Der Eingang von Mykenä hat aber auf der heraldiſch linken Seite noch eine vorlaufende Mauer, welche man nach mittelalterlicher Befeſtigung einen Mantel nennen kann. Hier war alſo das Vertheidigungsſyſtem der Art, daß man den Angreifer in die ſo gebildete Schlucht — propugnaculum — vor dem Thor locken wollte und dann von drei Seiten ihn beſchießen konnte. Das Thor in Tiryns iſt mitten in der geraden Mauerlinie angebracht, der Eingang in Mykenä an einem Mauerwinkel. Nach römiſcher Fortificationsregel iſt der Eingang in Mykenä falſch, weil der Weg dahin die Mauer

auf der Schildseite der Angreifer läßt. Damals kannte man also diese Regel beim Bau von Mykenä noch nicht. Noch weiter fand ich das System der innern Vertheidigung ausgebildet an den Ruinen oberhalb Kasan dem alten Panaktos (Gypto-Castro), welche ich im September 1852 besuchte und gezeichnet habe. Die Entwicklung der griechischen Fortification ist noch sehr wenig Gegenstand der Forschung geworden. Man hat in der Geschichte der Baukunst die Militairbaukunst fast ganz ignorirt. Wie nahe es aber lag, darauf Gewicht zu legen, geht schon aus Wachsmuth hellen. Alterthumskunde 2. Ausg. Bd. 2 S. 287 flg. hervor, obschon dieser die große Lücke der Forschung dort nicht einmal fühlt. Er sagt: „Die Natur der hellenischen Landschaften war der Erbauung fester Plätze durch eine Menge dazu geeigneter Höhen günstig; der Sinn des Volkes war empfänglich dafür u. s. w. Die Mauern hatten Brustwehren und Thürme, πύργοι und ἐπάλξεις. Die ersteren dienten nur zum Signalisiren, nicht zur Vertheidigung, wie der mittelalterliche Thorthurm oder der normännische Donjon. In dem Wort ἐπάλξεις ist schon ausgedrückt, daß man zur Zeit Homers in der innern Defension noch nicht weiter war, als der Eingang von Mykenä zeigt.

Ich glaube, diese Andeutungen, mehr soll es nicht sein, werden genügen, um den Leser des Curtius'schen Buches zu überzeugen, daß der Verf. die Baudenkmäler des heroischen Zeitalters nicht erschöpfend behandelt oder nur das wichtigste davon berührt, noch mit praktischem Blick Hellas betrachtet hat.

Auf S. 117 beschreibt der Verfasser das Grabgewölbe des Atreus — er nennt es bienenkorbähnliches Rundgewölbe. Die Form der Bienenkörbe sind in jeder Gegend verschieden, so ist dieser Ausdruck verfehlt! Hätte er es einen durch Ueberkragung gewölbten Rundbau genannt, so hätte es jeder Leser verstanden. Er nennt diesen Bau, weil die Leiche eines Königs darin ruhte — den heiligen Landeshort! Natürlich fällt jedem Leser die Dedication des Curtius'schen Buches ein. Die Griechen haben gar keine Reliquienverehrung, wie die katholische Kirche, gehabt, — was soll das also heißen — geheiligte Ueberreste des Fürsten? — Das ist keine griechische Anschauung. Die Apotheose des Menschen kommt in Hellas erst vom 5. Jahrh. an vor. Die Griechen werden wie alle Nationen unserer Culturperiode selbst in der Zeit der sogenannten Aufklärung die Gräber ihrer Könige entweiht und zerstört haben, so ist es auf der Harzburg, in St. Denys, in Speier, in

Heidelberg u. ſ. w. in unſerer Culturperiode geſchehen. Der Schluß, welcher nun aus den Baudenkmälern von Mykenä gezogen wird, iſt ganz falſch. Gerade die großen Befeſtigungen in Mykenä zeigen, daß die Dynaſtie und ihre Achäer nicht lange ſeßhaft im Lande geweſen ſind, ſonſt hätten ſie nicht nöthig gehabt, aus Furcht ſich Burgen zu bauen, ſondern ſie hätten ſich Luftſchlöſſer gebaut.

Der Abſchnitt „politiſche Zuſtände“ iſt ſehr mittelmäßig — die Abſchwächung der Monarchie durch Doppelkönigthum, joniſche und doriſche Inſtitutionen kennt Curtius nicht. Die folgenden Abſchnitte zeigen ſchon die Verworrenheit des Verfaſſers: „Menſchen und Götter, Umſchwung der Verhältniſſe, alte und neue Zeit, joniſcher Charakter des Epos.“ Den Schluß bildet — die epiſche Chronologie. Der Verfaſſer iſt S. 127 in ſeiner Kritik über den trojaniſchen Krieg etwas unentſchloſſen. Auf der folgenden Seite ſind die Logographen kurz erwähnt. Ich glaube, daß der letzte Abſchnitt von der Chronologie hätte weggelaſſen werden können, für eine wiſſenſchaftliche Forſchung iſt er zu kurz, für eine populäre Geſchichtchen- und Anekdotenerzählung ohne wiſſenſchaftliches Syſtem iſt er überflüſſig. Wozu braucht ein Schriftſteller, der im Stile der Romane und Novellen Geſchichte ſchreibt, die Chronologie?

§ 14. Zweites Buch, erſtes Kapitel. Peloponneſiſche Geſchichte.

Mit eingeſtreuter Nachricht über die Quellen der älteſten peloponneſiſchen Geſchichte erzählt hier der Verfaſſer den Heraklidenzug. Von gewaltſamer Eroberung, ſagt er, weiß die einheimiſche Sage nichts. Das iſt inſofern richtig, als mit der Eroberung von Land kein Umſturz der alten achäiſchen Staaten verbunden war. Beide beſtanden noch neben einander. So war es in Sparta bis Lykurg, ſo in Meſſenien, wie der Verfaſſer S. 134 gut ſchildert. Auf welcher materiellen Baſis die Eroberung gelang, wird S. 137 geſagt: Einzelne begüterte joniſche Geſchlechter wanderten aus und ihre Beſitzungen kamen an doriſche. Dazu iſt aber noch zu bemerken, daß die zurückgebliebenen Jonier nicht vom Adel waren und kein exemtes Erbrecht hatten. Curtius fällt hier wieder in ſein Lieblingswort — Trieb. Er ſagt: Der Auswanderungstrieb erleichterte die Umgeſtaltung! — Trieb iſt hier Nothwendigkeit. Dabei vergleiche man S. 397 von den Trieben der Hellenen, Städte zu bauen und Staaten zu gründen — dieſen Trieb hat doch jedes Volk! Mit Recht hebt der Verfaſſer den Vertrag des Phalkes mit den Joniern

in Sikyon hervor. Wenn er an eine doriſche Herapolis S. 138 von Argos, Phlius, Sikyon, Trözen, Epidaurus, Korinth glaubt, ſo hat das manches für ſich. Mit Recht auch erwähnt er der ſinkenden Macht von Argos nach 1070. Aber unter Herapolis oder Dodekapolis verſteht man mehr ein religiöſes nationales Bundesverhältniß, als ein Oberkönigthum mit Unterkönigen, ein Landeskönigthum mit Stadtkönigen. Was der Verfaſſer S. 139 von den Phylen ſagt, kann nicht richtig ſein. Er ſagt: Ueberall, wo mehr als drei Stämme (Phylen) vorhanden ſind, da kann angenommen werden, daß die doriſchen Einwanderer der alten Bevölkerung Rechte einräumten. Es iſt bekannt, daß die alte Bevölkerung erſt durch die Tyrannis im 8. und 7. Jahrhundert Phylen und Rechte bekam. Hätte ſie ſolche ſchon 1080 gehabt, wozu dann die ſocial-nationalen Revolutionen von 760 bis 580? Wenn ich alſo hierin Curtius Anſicht zurückweiſe, ſo lobe ich ſeine S. 139 gegebene Darſtellung, daß in Argos die Phylen lokal getrennt wohnten — ſie waren ja die heidniſchen Pfarreien. Auf der folgenden Seite läugnet er das Planmäßige der doriſchen Wanderung. Das iſt ſonderbar. Es verkennt doch Niemand in der Völkerwanderung von 350—600 die planmäßige Eroberung und Beſitznahme des römiſchen Reiches?

Unter der Ueberſchrift „Dorier in Kreta" werden die Grundzüge des doriſchen Militärſtaates behandelt. Es muß aber auffallen, wie der Verfaſſer ſagen konnte, daß der Staat gegen den Zehnten des Fruchtertrages jedes Lehnſtückes die Spartiaten ſämmtlich ſpeiſte und ihre Frauen, Kinder und Geſinde unterhalten habe. Dazu reicht ein Zehntel des Geſammtertrages vom Boden in keinem Lande aus, und was hätte man mit den anderen neun Zehnteln angefangen? Auch erwähnt der Verfaſſer S. 146 des kretiſchen Dichters Hybrias. Wozu aber ſolche ganz gewöhnlichen Lügen der attiſchen Komiker wiederholen! Jener Dichter hat nur in der attiſchen Komödie den Uebernamen Hybrias bekommen, um den Geiſt ſeiner Gedichte zu bezeichnen. So wie der Gemahl der Sappho Kerkolas in ſchmutziger Zote genannt wurde. Doch im Ernſte nimmt Niemand außer Schöll dieſen Namen als den wahren Namen an. Ebenſo iſt Hybrias ein Uebername. Man vergl. Lehrs, Populäre Aufſätze aus dem Alterthum S. 195—210, wo eine ganze Sammlung ſolcher Albernheiten, die noch vermehrt werden könnte, enthält iſt.

Mit Anerkennung muß ich lobend erwähnen, daß S. 148 Curtius den Dipoinos und Skyllis, den Epimenides und Thaletas als von

Kreta ausgehend bezeichnet und sie für karische Kreter, keine Dorier, hält. So ist es auch, indem sich ein physiologischer Grund dafür anführen läßt. Doch damit stimmt nicht überein, daß Curtius die Leleger ein griechisches Seevolk nennt, Griechisches haben sie nichts an sich. Auch die Ansicht, daß Amyklai kretisch-karisch sei, ist zu loben.

Bei der Schilderung der Lage von Sparta S. 150 sagt der Verfasser: Auf den Höhen des linken Ufers des Eurotas in Terapne seien die Grabmäler der Landeskönige gewesen. Hier lag es nahe, einen charakteristischen Zug der alten Culturvölker anzugeben. Alle Gräber sind bei den alten Culturvölkern und selbst bei den Celten von dem Wohnorte der Verstorbenen durch einen Bach oder Fluß, oder die See getrennt. Man hat dies in Frankreich und England, in Kyrene (wo Minyer wohnten), in Lykien (wo Kreter) u. s. w. beobachtet. Hellenisch und römisch ist diese Sitte und entsprechende Vorstellung über den Tod nicht. Was der Sitte, die Leiche über ein Wasser zu tragen, zu Grunde liegt, weiß jeder Leser.

Das spartanische Doppelkönigthum hat nichts abnormes, auch in Athen war beim engen Rechtsstaat ein solches. Nur Neleiden und Alkmäoniden konnten Archonten im 9. Jahrhundert werden. Daß die Geschichte mit den Zwillingssöhnen Fabel sei, daß Procles und Eurysthenes in der lakonischen Königsreihe eingeschaltet sind, hat Curtius mit Recht hervorgehoben und bewiesen. Sinnig ist S. 153 die Vermuthung der 6 Stadtgebiete in Lakonien, doch bezweifle ich es in der Weise, wie er es sagt. Ganz gut ist die Vermuthung, der lakonisch-achäische Staat sei vor 1104 in ein Oberkönigthum mit Unterkönigen aus einander gefallen. Es ist das überall der Untergang der theokratischen Monarchie! S. 154 werden altachäische und dorische Leiturgien aus dem theokratischen Staat her aufgezählt. Curtius ist sich nicht klar, was das für Aemter waren. Er bringt sie mit Festgebräuchen in Zusammenhang. — Sie sind die nothwendige Folge des erobernden, theokratischen Königthums.

Lykurg's Aufgabe bezeichnet er als eine dreifache: Herstellung des Landfriedens, Versöhnung der zwei Gesellschaften und Staaten, die dorische Gemeinde-Ordnung. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie man dies als die Aufgabe eines Gesetzgebers des 9. Jahrhunderts hinstellen kann, wenn man nicht bewiesen hat — auf welcher Stufe der Entwicklung stand der Rechtsstaat 880 —? Die Entwicklungsstufen der Gesellschaft und des Staates sind Curtius nicht klar, daher er auf S. 157 im 9. Jahrhundert „von den Gelüsten der Fürsten nach

Wiederherstellung eines pelopidischen Königthums" spricht. Das ist ein Anachronismus, der darauf beruht, daß Curtius wol weiß, wie die Thatsachen waren — aber nicht, was sie waren! Daß wesentlich Lykurg's Verfassung ein Vertrag war, erkennt Curtius richtig an. Doch kann Vertrag hier nicht alles ausdrücken — sondern vertragsmäßige Einigung und Erweiterung des Rechtsstaates über die nationale Schranke.

Curtius findet in dem Doppelkönigthum, das Lykurg bestehen ließ, einen Damm gegen die Tyrannis, ebenso sei das Verbot, auswärtige Frauen zu ehelichen, deshalb gegen die Könige gemacht worden. Das ist ein Anachronismus; im 9. Jahrhundert zeigen sich nirgends Tyrannengelüste in Hellas und die Tyrannenverschwägerungen kamen erst im 7. Jahrhundert auf. Aus dieser Zeit kann nur jenes Verbot sein. Es ist unkritisch, es dem Lykurg zuzuschreiben, wie S. 158. 59 geschieht. S. 159 sieht Curtius in den spartanischen Geronten Vertreter der Volksgemeinde — das waren sie unmöglich —, sondern Vertreter des Erbadels. Das sagt er selbst wieder einige Zeilen weiter unten, aber er glaubt, die ganze Gemeinde (Demos) hätte sie gewählt. — Daran ist gar nicht zu denken. — So wenig man unter einem teutschen Reichstag von 1232 eine Versammlung der Abgeordneten der Städte und Ritterschaft verstehen kann. Lykurg's Verfassung — die Majoratsgesetzgebung — ist mit viel Detailkenntniß, aber keiner Einsicht gearbeitet. Roßbach gibt diese Dinge anschaulicher in seiner Geschichte der politischen Oekonomie. Das Zurückfallen der Ackerloose an den König beim Aussterben der Familie muß auf einem Irrthum beruhen S. 161. Dies Spartiatenland hält er für Domänen aus der achäischen Pelopidenzeit, das kann sein, doch ein solcher Lehnsverband zwischen König und Majoratserbe, wie in England nach 1066, kann in Sparta im 9. Jahrhundert nicht mehr bestanden haben. Curtius gibt S. 162 an, jedes Ackerloos der Spartiaten (wie groß war es? —) habe 82 Scheffel Gerste und ein entsprechend Maß Wein und Oel als Minimum abgeworfen. Der Ueberschuß gehörte dem Heloten, d. h. dem erblichen Tagelöhner. Mit diesen Angaben, wie sie Curtius gibt, kann man vom Standpunkt der Volkswirthschaftslehre gar nichts anfangen. Es müßte gesagt sein, wie groß das Gut war, wie groß der Ertrag und sein Werth, und was der Helote davon bezog. Wozu gibt Curtius eine solche Angabe — damit ein gedankenloser Mensch sie auswendig lerne und sich gar nichts dabei vorstelle! Es folgen bis S. 167 die bekannten Schil-

derungen des spartanischen Lebens. Recht anziehend ideal ausgemalt schienen mir z. B. die unerschöpflichen Wälder an Bären, und die dorischen Männer, ungeduldig von Spürhunden umbellt. Es zeigt sich so naiv der Roman- und Novellenschreiber.

Gegen die Ansicht S. 169, die Ephoren seien aus einer Aufsichtsbehörde beim Marktverkehr entstanden, muß ich einiges bemerken. Niebuhr wollte sie aus Gemeindevorstehern des Landes herleiten, also Prohibitivmittel gegen drückende Centralisation. Daß das Ephorat dasselbe ist, was in Rom das Volkstribunal, ist bekannt. Ich kann in der Ephorie nur eine Stelle in der Armee sehen, welche dann das Mandat der Armee (der Halia) übernahm — das unbedingte Veto. Die Ephoren sind ursprünglich ein Ausschuß der Armee. Daher unter demselben König Theopomp die Halia ihr Veto verlor und die Ephoren Macht bekamen.

Wie wenig Einsicht der philologische Verfasser S. 172 seiner Geschichte in die Staatswissenschaft verräth, zeigt folgender Satz: Der spartanische Staat war ursprünglich auf nichts weniger als auf Erweiterung nach Außen angelegt. Das ist ganz falsch. Gerade die geschlossenen Majorate trieben, wie der Besitz des ager publicus in Rom, die Patrizier zur ewigen Eroberung. Vergl. meine griechische Gesch. S. 143. Auch Roßbach faßte dies richtig auf. Curtius selbst widerruft seine Ansicht, denn er sagt: es gab keinen anderen Ausweg für Sparta als die Eroberung.

Was der erste messenische Krieg war, erkennt Curtius S. 174 nicht, wie alle Details waren, weiß er. — In diesem Urtheil hat man immer die Verurtheilung der philologischen Historienschreiberei. Die erste messenische Tyrannis, das war jener Krieg, ist leicht zu erkennen. Wenn die Oligarchen, die Androkliden, nach Sparta auswandern, so sieht man klar, daß gegen sie die Revolution ging. Curtius findet daher irrig in den Worten des Spartiaten: „wir ziehen in das unvermessene Land," einen Uebermuth. Das war es nicht, sondern nur der Ausdruck für das Land, wo die Oligarchie und Aristokratie nicht durch Majorate gesichert und geschlossen ist.

Besonders möchte ich die gute und glückliche Combination empfehlen und ihr Lob spenden, welche von S. 178—180 sich fortzieht. Mit dem Parthenier-Aufstand (Verschwörung ist besser) von 707 hängt, sagt Curtius, die Ankunft des Terpander auf Lesbos zusammen. Der Verfasser hätte das so ausdrücken sollen: Die Berufung des Terpander ist eine Concession der Oligarchie nach der Geburt an die Aristo-

kratie nach der Bildung. Auch Thaletas kam in dem gleichen Stadium der Erweiterung des Rechtsstaates durch Bildung nach Lakonien. Ganz richtig also ist es, daß S. 180 Curtius Terpander und Thaletas mit den Reformen nach dem ersten messenischen Kriege in Verbindung bringt.

Die Partie Tyrtaios in Sparta S. 182 verdient Anerkennung. Diese aber kann ich der Erzählung vom zweiten messenischen Krieg nicht zollen. Der Verfasser hat nicht erkannt, daß der zweite messenische — der aristomenische — Krieg wiederum nur die Tyrannis in Messenien war. Wenn Curtius in Aristomenes einen Tyrannen gesehen hätte, so würde er wol nicht so unsicher schreiben: Aristomenes soll zur Verwirklichung seiner Rachepläne die Mitwirkung asiatischer Despoten gesucht haben. Es ist dies ganz glaublich — alle Tyrannen des 7. Jahrhunderts schlossen sich an fremde Monarchien an — so daß man es als gewiß annehmen darf. Die Finanzverwaltung in Sparta ward nach dem zweiten messenischen Kriege umgestaltet, resp. erweitert, das sieht man aus den Folgen. Aber aus den Worten von Curtius kann man sich gar kein Bild davon machen. Er sagt S. 185: „Es ist wahrscheinlich, daß einen großen Theil der messenischen Einkünfte der Staat als solcher einzog und zum Besten des Ganzen verwendete." Das sind Phrasen, unter welchen Curtius selbst sich nichts vorstellt. Er hätte nachweisen müssen, wie viel zahlten die messenischen Metöken Schutzgeld, wohin floß dieses, gab es nach der zweiten messenischen Tyrannis noch Erbadel — Spartiaten — ohne Loose? u. s. w. Die Auffassung des Verfassers S. 185 und 186 ist deshalb so einseitig, weil er in Sparta keine Vereinigung der antityrannischen Staaten sieht. So ist doch allein Tegea's Bund mit Sparta zu erklären. Die messenischen Flüchtlinge in Tegea haben dort eine Spaltung der Oligarchen und der Tyrannischgesinnten hervorgerufen. Wie es in Lepreon ging S. 192. Die tyrannisch-messenische Partei führte Demotholdes, Aristomenes' Schwiegersohn, die andere Partei hielt zu Sparta. Ganz mit Recht bezeichnet Curtius die Säule (Stele) am Alpheios, worauf der Vertrag zwischen Sparta und Tegea von 596, einen Wendepunkt in der Geschichte des Peloponneses. Das war sie auch. Es zeigt den Uebergang vom Rechtsstaat, der erobert, zum Finanzstaat, der Bündnisse schließt. Doch so viel Abstraktion hat Curtius nicht. Es fehlt ihm eben das Talent, das Wesen zu fassen, Fleiß zum Sammeln hat er gezeigt: Gruppirung und Oekonomie des Stoffes hat Curtius keine, von S. 188 an

bis 242 springt er vom 6. Jahrhundert in's 9., und von da in's 7., von Elis nach Kleinasien und von da nach Korinth u. s. w.

Die Einsetzung der olympischen Spiele durch Iphitos, Lykurg und Kleosthenes, drei Achäer, war der Vorläufer der achäischen Revolution gegen die Dorier. Es ist dieselbe national-achäische Bewegung, wie die Tyrannis des 8. und 7. Jahrhunderts. Curtius setzt, wie aus S. 191. 92 ersichtlich ist, Pheidon von Argos um 674 v. Chr., nicht in's 8. Jahrhundert.

Auf S. 194 wird das Verbot des Orylos in Elis erwähnt, Geld auf die Grundstücke aufzunehmen. Dieses Gesetz ist nur mythisch auf Orylos bezogen. Es kann erst im 8. u. 7. Jahrhundert entstanden sein. Das zeigen die übrigen hellenischen Pfandrechte. Zur Zeit des Orylos wäre Verpfändung seines Gutes Aufgeben der Nationalität gewesen. Wie hätte man aber damals vor Pheidon 750 in Elis Geld haben können?

Wie wenig der Verfasser nach seinem System, wenn er solches hätte, zu gruppiren versteht, zeigen S. 198—206, wo von den Hellenen jenseits des Meeres gesprochen wird, während der Titel des Kapitels lautet: Peloponnesische Geschichte!

Auf das einzelne der Abschnitte „Kleinasiatische Städte" und „Staatsumwälzungen in den Colonien" kann ich nicht eingehen. Es ist sehr schwach. Hier fehlt dem Verfasser offenbar die Detailkenntniß, von der Anschauung will ich nicht reden, die zeigt er nirgends. Er weiß nie, auf welcher Stufe der Erweiterung der Rechtsstaat ist, wenn er auch dreißig schlagende Beweise und Anekdoten dafür hererzählt. S. 205 erklärt er die Kriege der jonischen Städte unter sich für Handelskriege. Das kann nicht sein. Es waren Städte darunter, die gar keinen Handel hatten, und Handelskriege kommen erst im Stadium des Finanzstaates vor. Wegen des Krieges von Chalkis und Eretria weise ich auf meine griechische Geschichte. Warum soll denn in Asien die Veranlassung der Kriege unter Griechen eine andere als im Mutterlande gewesen sein? Warum sollen nicht auf gleicher Entwicklungshöhe gleiche Gegensätze mit gleichen Waffen sich begegnen?

Nun folgt die Tyrannis in Argolis S. 206—209. Er setzt, wie schon oben bemerkt, Pheidon um 674 v. Chr. Zwar kann ich aus vielen Gründen dieser Chronologie, noch der von manchen gewollten Annahme zweier Pheidon nicht beistimmen, und bleibe bei der alten Annahme, daß er um 740 gestorben ist. Indessen will ich hier nicht die Chronologie von Curtius angreifen. Der weitere Gang

führt uns zur Geſchichte der Orthagoriden. S. 211 heißt es: „daß Sikyon vor dem Eintritt der Tyrannis eine Staatsverfaſſung gehabt hat, bezeugt Ariſtoteles, die dortigen Tyrannen hätten nach den Landesgeſetzen regiert.“ Hier hat Curtius Staatsverfaſſung und einzelne Geſetze aus vordoriſcher Zeit verwechſelt. Das folgende iſt anziehend und verräth viel Fleiß. Beſonders möchte ich S. 214 die Spottnamen auf die drei doriſchen Phylen in ihrer gelungenen Ueberſetzung hervorheben. Auf die Angabe, daß die Jonier auch in Sikyon vorwiegend Fiſche genoſſen, ließe ſich aber auch ein Reim machen. Iſt nicht der Gegenſatz von Jonismus und Dorismus ein Gegenſatz der Fiſchnahrung und der Conſumtion von Schweinefleiſch?

Die Orthagoriden und beſonders Kleiſthenes werden, ſo viel man es mit zuſammengetragenen Stellen machen kann, recht ſchön gezeichnet. Die ſociale Revolution von Kleiſthenes habe ich aber vermißt. Was von den Bacchiaden erzählt wird, verräth auch Fleiß, jedoch nur dieſen. S. 224 iſt eine Vermuthung, die ganz trefflich iſt. Er ſagt, die Korinthier waren 670 auf Seiten von Chalkis, wie die Samier. Daß beide Bundesgenoſſen waren, beweiſt, daß die Korinthier den Ameinokles nach Samos ſchickten, um Trieren zu bauen. Das wird gewöhnlich 704 geſetzt. Aber das ſtört nicht. Samos war wie Korinth unter den Bacchiaden conſervativ-oligarchiſch. Das Geſetz des Bacchiaden Pheidon von Korinth gegen Zerſtückelung der Majorate und das Auskaufen des Adels gehört, wie Curtius richtig zu glauben ſcheint, in die Zeit des Philolaos 724. Aber wie aus dem Zuſammenhang geriſſen gibt Curtius dieſe Notizen! Bei der Geſchichte der Kypſeliden iſt zuviel Detail. Die Erzählung von Lykophron, dem Sohne Periander's, iſt zu lang und ganz romanartig erzählt. Es gehört das in ein Leſebuch, nicht in ein Geſchichtswerk. Von S. 733—35 wird die Revolution in Megara erzählt. Wie Curtius hier von Altbürgern, ſtatt Erbadel, reden kann, iſt unbegreiflich. Die Altbürger ſtehen erſt in den Finanzſtaaten bei den Weſthellenen den νέοι — Neubürgern — gegenüber. Wozu dieſe unklaren Phraſen?

Da Curtius keine Geſchichte verſteht, ſo beurtheilt er auch die griechiſche falſch, ſo z. B. S. 235 glaubt er, Megara ſei durch die Parteien, wie Theognis ſie ſchildert, herabgeſunken. Das iſt nicht der Grund, ſondern die kleinen Staaten, wie Megara, Aegina, Sikyon, Phlius, konnten keine ſelbſtändigen Finanzſtaaten werden, weil ſie zu klein waren.

Das Verhältniß von Sparta zur Tyrannis S. 236 ist nicht treffend ausgedrückt. Dagegen mit Recht Lakoniens Verdienst um Hellas hervorgehoben.

§ 15. Zweites Kapitel. Attische Geschichte.

Curtius gesteht hier S. 243, daß die attische Geschichte aus einem Guße sei, eine ununterbrochene, fortgeleitete Entwicklung habe, aber er kann nicht sagen welche? — die des Rechtsstaates. Er fühlte vielleicht in jenen Worten, daß etwas sehr normales in der attischen Entwicklung von 950—570 liege, doch kann er das Wort nicht finden, weil die Idee ihm fehlt. Bis S. 252 ist dann das Bekannte von attischer Urgeschichte, Topographie u. s. w. zusammengestellt. Den Uebergang des theokratischen Wahl-Königthums in Archontat und Basileusamt hat er S. 252 nicht sorgfältig und ohne Analogien gegeben. Gerade der successive Uebergang von angeborner Hoheit des Herrschers zur rechtlichen Stellung im Amt drückt die Stufen des Rechtsstaates so sprechend aus. Daher Curtius unrichtig in den 9 Archonten von einem Amtsjahr und mit Verantwortung das Ende der attischen Monarchie sieht. Monarchie ist bei den Griechen sowol das theokratische Königthum, als die Tyrannis, als die jüngere Tyrannis, als die Präsidentschaft und der Militairdespotismus — also ein so allgemeiner vager Ausdruck, wie ihn Curtius liebt, um den Mangel seiner Ideen zu verdecken. — Nach den Personen, welche den Staat leiten, kann man die Staatsformen nicht eintheilen, sondern nach den Hauptmerkmalen der Gesellschaft, Wirthschaft, Staatseinheit und Cultur. Monarchie, Demokratie und gemischte Verfassung sind keine principiellen Gegensätze. Diese herkömmliche Ansicht führt in der Geschichte immer irr. Mit solchen Vorkenntnissen betrat auch Curtius den Weg des Historikers. Was von Drakons Gesetzsammlung bekannt ist, hat Curtius S. 256 zusammen gestellt, doch vermißt man auch hier den Ueberblick, er weiß das Allgemeine nicht als Idee des Einzelnen hinzustellen. Das will er zwar offenbar sagen, daß die Gesetze Drakons aus dem theokratischen Staate stammen und von ihm nur gesammelt wurden.

Eine der schwächsten Partien in dem Buche sind die Seiten, welche von Solon handeln. Der Verfasser spricht gar nichts davon, daß die timokratische Verfassung Athens von 594 geradezu von der milesischen die Copie war. Er stellt Solon als einen Entdecker der Grundsätze hin, während er doch nur diese auf Attika angewendet hat, wie er sie in

Milet fand. Was Curtius S. 261 über Solons Reisen sagt, ist für ein Geschichtswerk lächerlich. Es heißt dort wörtlich so: — „so saß Solon wol oft sinnend auf dem Verdeck seines Schiffes." Hat Curtius ihn so gesehen? Wenn nicht, warum schildert er den Solon nicht wie er im langen Schlafrock und mit der langen Pfeife über die Grundrechte des attischen Volkes einige Brochüren liest? Wie diese Stelle lächerlich ist, so noch mehr die S. 262, wo er sagt: „Solon, welchen Gott zum Retter des Staats ausersehen und mit reichen Gaben ausgerüstet hatte." — Welcher Gott? der der Juden, der Athener, der Christen? Kann ein denkender Mensch so reden? Wenn Solon berufen war von Gott, die Reichen in Athen durch die Seisachtheia zu prellen, so war auch Orsini von Gott zum Meuchelmord ausersehen. Wie konnte Curtius sich in einen solchen principienlosen Unsinn stürzen! Das ist Prädestinationslehre! — Wie wenig historischen Stil verrathen die Worte S. 282: „Aufmerksam betrachtete Solon die Zustände" u. s. w.

Ich will aber nicht verkennen, was Curtius bei der Erzählung von Solon Gutes giebt. S. 264 bietet die Einführung des Apollocult in Athen durch Epimenides eine sehr anziehende Episode. Sie ist neu, weil bisher zu wenig beachtet. Dagegen ist S. 265 die Auffassung Sparta's Athen gegenüber im Jahr 594 ganz unrichtig. Beide Staaten waren damals in gar keiner oppositionellen Stellung. Lakonien war eine Aristokratie, Attika ebenfalls.

Da der Verfasser die synchronistische Behandlung verwirft, so ist er genöthigt bei jedem Entwicklungsstadium einer untergeordneten Sache, diese ab ovo zu erzählen, so S. 267. Um auf die Solonische Seisachtheia zu kommen, beginnt er vom Gelde. Hierin zeigt er aber, daß er kein Nationalökonom ist, denn er bringt eine Darstellung der Sache, die höchst unklar ist. Warum hat Herr Curtius nicht vorher das kleine Büchelchen von Roscher: „Grundriß zu den Vorlesungen über die Staatswissenschaft 1843" gelesen. Das ist das erste Büchlein, welches der Anfänger im historischen Studium lesen muß. Dort hätte Curtius S. 80 das Nöthige über Geld gefunden. Nicht minder, als in der Entwicklung der Volkswirthschaft ist Curtius in der Populationistik nicht zu Hause. Es ist mir aber zu langweilig, dem Herrn Curtius die Literatur zur Socialwissenschaft aufzuzählen. Nehme er nur R. Mohl's Gesch. der Staatswissenschaft zur Hand. Wie konnte Curtius zur Zeit Solons von Handarbeitern reden, die dort zu Hause sind, wo sie Verdienst finden! Solche gab es damals gar nicht oder nur sehr wenige. Die Freizügigkeit stand nur dem

aristokratischen reichen Bürger zu, und selbst bei diesen war durch Auswanderungsverbote sie gehemmt. Die Metöken konnten nicht hin, wohin sie wollten. Also das ist reine Fiktion von Curtius, daß es ein Arbeiterstand — Proletariat mit Freizügigkeit in Athen vor dem 4. Jahrhundert gegeben habe. Was auf S. 271 der Satz „doch scheint er sich zum Werthe des Eigenthums wie 1 zu 12 verhalten zu haben, — heißen soll, kann ich nicht finden. Was Werth sei, ist Curtius so unklar, als wenn er Rau's Definitionen dafür zu Grunde legte! Auf S. 272 sagt der Verfasser: „Wer nur auf Geldumsatz seinen Wohlstand gründete, gehörte, wenn er noch so reich war, in die Klasse der Theten." Das ist in dieser Allgemeinheit unwahr! — Im 4. und den letzten Jahren des 5. Jahrhunderts gehörten die Geldspeculanten auch in die erste Klasse. Spricht aber Curtius von der Zeit Solons und dem Anfang des 6. Jahrhunderts, warum geht er nicht auf die Frage ein — War es leicht in Hellas im 6. Jahrhundert den Boden zu mobilisiren? Wie ging die Mobilisirung des Grundbesitzes vor sich? Curtius führt in dieser Hinsicht nur an, daß in Attika bei dem verpfändeten Acker an den Grenzsteinen die Pfandurkunde angeheftet war. Warum hat er nicht die Entwicklung des Pfandrechtes gegeben und die Unterschiede des Pfandrechtes beim Adel, den Eupatriden und dem Demos. Wenigstens so weit bis man in Chios die ersten Pfandbücher ohne Zweifel um 550 angelegt hat. Zeigt schon dies, daß der Verfasser von Volkswirthschaft und Volksentwicklung keine Idee hat, so beweist die S. 275 dies auch für die Socialgeschichte. Ganz richtig führt er die Veränderungen Solons im Erbrecht an. Doch Curtius kann die Tragweite solcher Aenderungen nicht bemessen. Vor Solon war das allgemeine natürliche Erbrecht von dem theokratischen Staat her üblich — κατὰ γένος. Daher schrieb Drakon 624 περὶ γενῶν, um die Familienrechte den Staatsbürgerlichen vorzuziehen. Solon nun steht an dem Entwicklungspunkt des Rechtsstaates 594 v. Chr., wo das Erbrecht κατὰ δόσιν kommen mußte, das testamentarische. Das tritt überall am Ende des Rechtsstaates auf, nachdem sich allmälig das Erbrecht κατὰ γένος mit dem Rechtsstaate nicht mehr vertragen konnte. Die Vergleichung der teutschen Stadtrechte vom 13 — 16. Jahrhundert zeigt diesen Uebergang sehr vollständig.

Das gelungenste Specimen von historischer Unfähigkeit liefert Curtius S. 281, ganz Schlosserisch altmodisch, sagt er, Solons Gesetzgebung führte das Volk immer wieder zum Guten! Was

ist Gut und Bös in der Geschichte? Ist der theokratische Staat, ist der Rechtsstaat, ist der Finanzstaat, ist der Polizeistaat, ist der Militärdespotismus gut? oder sind alle bös? Herr Curtius soll, wenn er von der Geschichte moralische Vorstellungen hat, in der Philothea das 28. Capitel: Von den freventlichen Urtheilen lesen. In der Münsterischen Ausgabe 1854. S. 253!! Bei den Wirkungen der solonischen Gesetzgebung spricht der Verfasser S. 283 von Parteigeist um 580 in Attika. Eigentliche Parteien als principielle politische Gegner gab es damals nicht. Es gab in den jonischen Staaten keine Partei, welche die Tyrannis wünschte. Von social-nationalen Ständen kann man reden, nicht von Parteien. Parteigeist hatte damals den Boden nicht aufgewühlt, sondern der Verschmelzungsproceß der Stände, und des fremden und einheimischen Adels fand gerade statt. Die Erzählung von Pisistratos S. 286 ist zu loben, aber wozu bei dem Entwicklungsstadium der Tyrannis in Athen, welche zufällig ein gewisser Peisistratos benutzte, eine Erzählung ab ovo vom Nestor und dem Honig reden! Das ist ja ganz unwesentlich, daß Peisistratos von Nestor abstammte. Curtius kann nie das wesentliche finden, daher auch nicht vom unwesentlichen unterscheiden. Was würde man über einen Historiker lachen, der in der französischen Geschichte von 1789—1804 bei 1795 auf einmal von den Guelfen und Ghibellinen, den bona und mala parte in Italien anfinge, um dann eine Namenserklärung von Bonaparte zu bringen? Oder wenn einer die Heiligen-Legende vom heiligen Napoleone brächte, um auf den Kaiser Napoleon I. von Frankreich zu kommen! Gehört das nicht in eine Französische Geschichte, so gehören auch die Ahnentafeln des Peisistratos nicht in die attische Tyrannengeschichte. Zeugt dieser Zug von Mangel an historischem Gefühl, so ist auf S. 287 und 288 von Miltiades und seiner Expedition nach dem thrazischen Chersones eine so romanhafte Erzählung gegeben, daß man eine Novelle zu lesen glaubt. Das Wahre an der Sache, daß Miltiades eine Colonie ausführte und Delphi ihm den Ort angab, bringt Curtius zuletzt als Vermuthung! — Bei der Miltiadesscene giebt Curtius eine Probe von beschreibender Geschichtserzählung, die an die guten alten Zeiten von weiland Johannes v. Müller seelig erinnert, der wenn er schilderte, wie Einer in einem Treffen umkommt, gleich einen Vers aus Homers Ilias citirt, wo eine ähnliche Beschreibung ist. Diese Art der Geschichtsmißhandlung kann man Historienmalerei mit der Feder nennen. Curtius erzählt den Anfang der chersonesischen

Colonie ungefähr so nach thüringischer Gemüthlichkeit. Miltiades sitzt in seinem Hofe (er hütet die Kinder, da die Frau ausgegangen ist) er sieht durchs Hofthor auf die Gasse, nun kommen ein Paar zerlumpte Handwerksburschen, er giebt ihnen Almosen und Herberge, da nennen sie ihn König u. s. w.

Die Parteistellung der Hellenen zur Zeit des Exils von Pisistratus hat der Verfasser S. 292 in seiner Darstellung nicht getroffen. Der Rechtsstaat hatte seinen Culminationspunkt längst schon überschritten. Es handelte sich im Finanzstaate um die Frage, ob in der Monarchie oder Demokratie mehr Möglichkeit liege den Finanzstaat zu erhalten. Der Socialgeschichte hat Curtius in ihrer Entwicklung keine Aufmerksamkeit zugewendet. Jedoch giebt er so hübsche Bruchstücke, wie auch von der Geschichte der Volkswirthschaft, daß der denkende Leser sein Bedauern nicht unterdrücken kann, daß mit der bedeutenden Detailkenntniß des Verfassers ein so fühlbarer Mangel an leitenden Ideen verbunden ist.

§ 16. Drittes Kapitel. Die Hellenen außerhalb des Archipelagus.

Der vierte Abschnitt des zweiten Buches, der auf S. 383 beginnt, giebt mir Veranlassung, meine Ansicht über das Verhältniß der griechischen Volksreligion zu der Gesellschaft auszusprechen. Zuvor wiederhole ich indessen den Schluß des vorhergehenden Abschnittes, weil dadurch die Vorstellung des Verfassers über die Einheit der griechischen Geschichte aufgedeckt wird. Er sagt S. 382 hierüber: „Bei diesem Auseinandergehen von Mutterland und Colonien und der unendlichen Zerstreuung der Hellenen auf allen Gestaden des Mittelmeeres *kann man zweifelhaft* sein, ob hier überhaupt noch von einer hellenischen Geschichte die Rede sein kann, wenn man nicht das Gemeinsame in das Auge faßt, welches noch immer alle Hellenen unter sich verband.“ Dieses Gemeinsame nennt Curtius nicht schon hier kurz die Cultur, sondern er entwickelt die Einheit als Einheit der Cultur erst in dem folgenden Kapitel. Die griechische Volksreligion hat auf die griechische Gesellschaft sonderbar eingewirkt, was Curtius übersehen, ja wie ich vermuthe, ganz mißverstanden hat. Die hellenische Volksreligion war eine *Familienreligion*, das Christenthum ist eine *Religion des Individuums*. Deshalb muß ich der Ansicht von Curtius auf S. 384 widersprechen, wenn er sagt: „Gottesdienst sei Recht jedes freien Mannes;“ — auch Sklaven halten ihre Feste! Oder er schreibt: „die Religion der Griechen sei Sache

des Individuums gewesen." Selbst das ist bei der Auffassung des Verfassers irrig, daß die Griechen kein exclusives Priesterthum gehabt hätten. Das wesentliche bei jeder Religion sind die Gnadenmittel der Gottheit, bei den Griechen heißen sie Opfer, Wahrsagung und Orakel. Diese waren aber nicht den Individuen zur Verwaltung preisgegeben, sondern nur in den Händen der Priester. Curtius selbst beweist S. 387, 88, daß Mantik Priesterthum war. Den ersten Absatz des 4. Kapitels muß ich unbedingt loben.

Für das weitere aber hätte der Verfasser von folgendem Gesichtspunkte ausgehen sollen. Der Grieche im Rechts- und Finanzstaate konnte sich keine Bevölkerung denken ohne Phyleneintheilung — d. i. ohne religiöse und kirchliche Organisation — deshalb waren keine großen bevölkerten Städte möglich, so lange die Zahl der Phylen und die Zahl ihrer Angehörigen feste Grenzen hatten. Erst als der sociale Nivellirungsproceß unter dem Militärdespotismus da war, kamen die stark bevölkerten Städte auf.

Von den griechischen Colonien handelt also das 3. Kapitel des 2. Buches. Meine Erwartungen sind in Hinsicht des reichen Materials übertroffen, in Hinsicht der Darstellung ohne Chronologie und leitende Idee enttäuscht worden. Curtius weiß, wie und wo man colonisirte — was eine Colonie war, das weiß er nicht. Das, was S. 381 steht und von mir angezweifelt werden muß, hätte an den Anfangs- und Ausgangspunkt dieses Abschnittes gehört. Es heißt dort: „In den Colonien begann die Geschichte wieder von vorne (vornen); die im Mutterlande schon durchlebten Perioden wurden hier nicht selten von Neuem wieder aufgenommen" u. s. w. Das ist nicht richtig. Die Colonien, welche mit oligarchischer Aristokratie begannen, gingen zur Timokratie und Demokratie wie das Mutterland, aber meist noch rascher als dieses über. Das heroische Geschlecht der Archäanaktiden in Panticapaion, das Curtius anführt, ist kein Beweis, daß in den Colonien das politische Leben monarchischer geworden wäre. Es ist eine bekannte Erscheinung in der griechischen Geschichte, daß die südlichsten Länder und die nördlichsten am meisten Hang zur Monarchie hatten, wie die Geschichte von Cyrene, Epirus, Thessalien, Macedonien und dem taurischen Chersonnes zeigt. Man vergleiche deshalb meine griechische Geschichte S. 33. Was Curtius über die Ansiedlung im campanischen Kumä S. 355—56 sagt, daß es vom euböischen Kyme ausging und nicht vom äolischen, ist gewiß mit Beifall allgemein aufgenommen worden. Doch die Naturbeschreibung von

Campanien war S. 355 überflüssig. Rhegion wird auf der folgenden Seite etymologisch auf die Meerenge, den Durchbruch des Meeres, zurückgeführt und mit Bruchsal parallelisirt. Dies ist aber ein Beleg, wie man sich in äußerlichen Wortähnlichkeiten oder geographischer Oberflächlichkeit täuschen kann. Bruchsal hat bekanntlich nicht von Brechen (ῥήγνυμι) den Namen und nicht vom Durchbruch des Salbaches, sondern von den Bruchen (das sind Sumpfwiesen), woher Bruhrain oder Bruchhäuser und Langenbrücken auch benannt sind. Bruch, mit langem U, ist im Oberrheinischen ein Wiesenfeld in einem ehemaligen Flußbett des Rheines oder seiner Zuflüsse. Dies nebenbei zur Warnung für Liebhaber von Etymologien. Das Reggio in Oberitalien hätte Curtius doch von seiner Durchbruchs-Etymologie abbringen können. Bei den Coloniengründungen vermißt man bei Curtius die Veranlassung derselben. Hie und da gibt er zerstreut die Veranlassung, doch ohne Einsicht in das Wesen zu haben. Die Colonienabsendung war eine gewaltsame Ausscheidung aus der Gesellschaft, also eine sociale Revolution nach Außen. Zweitens war sie eine volkswirthschaftliche Erweiterung. Im 8. Jahrhundert eine Erweiterung oder Eroberung des Agriculturstaates, im 7. eine nach Außen gerichtete Revolution der Volkswirthschaft, eine industrielle und commercielle Vergrößerung der Staaten. Um diese zwei Motive der Pflanzstädtegründung klar und anschaulich machen zu können, dazu fehlte es dem Verfasser an Kenntnissen der Populationistik und Volkswirthschaftslehre. Die griechischen Colonien waren sociale volkswirthschaftliche Erweiterungen des Rechtsstaates; die römischen militärisch-politische, die teutschen im Osten national-dynastische Erweiterungen des Rechtsstaates. Das hätte Curtius wissen sollen. Die gleiche Entwicklungshöhe der Staaten kann Curtius nicht messen, weil ihm die Kenntnisse der Entwicklungsgesetze abgehen. So gibt er denn, wie S. 364 ganz unmotivirte chronologische Zusammenstellungen. Er sagt dort: „so daß um die Zeit der solonischen Gesetzgebung von Pachynon bis Lilybäon eine ununterbrochene Reihe hellenischer Stadtgebiete bestand.“ Wie hängt nun Solons Verfassungswerk mit den rhodischen Colonien auf Sicilien zusammen? Er hätte sagen müssen. Als der Zustand der Gesellschaft und Volkswirthschaft die Preise der Lebensmittel, der sociale Nivellirungsproceß auf die und die Höhe in Rhodos u. s. w. gediehen war, da waren folgende Colonien von dort d. h. sociale und volkswirthschaftliche Ausscheidungen

vollendet. Meinen ſchon ausgeſprochenen Tadel, daß der Verfaſſer bei jedem Anlaſſe auf die Urzeit zurückſpringt ſtatt vorwärts ſchreitend Geſetze der Entwicklung zu geben, muß ich bei S. 383 wiederholen. Wozu die Urgeſchichte Italiens, um auf die italiotiſchen Pflanzſtädte zu kommen. Es fehlt dem Verfaſſer das, was man bei der dramatiſchen Poeſie die Oekonomie des Stückes nennt. Doch ich will auch gerecht ſein. Die Stelle S. 371 über die Coloniſation von Cyrene von Thera und Kreta aus iſt mir als empfehlenswerth vorgekommen. Dagegen kann ich dem, was S. 374 u. flg. im allgemeinen über die Colonien geſagt iſt, nicht beiſtimmen.

§ 17. Viertes Kapitel. Die griechiſche Einheit.

Wenn das 3. Kapitel die Zerſtreuung der Hellenen durch die Coloniſation anſchaulich macht, ſo iſt es ganz paſſend geweſen, daß der Verfaſſer nun den Gegenſatz der Zerſtreuung, die „griechiſche Einheit" im vierten Kapitel S. 383 folgen läßt.

Die griechiſche Einheit findet Curtius ganz richtig in der gleichen Cultur. Darum iſt unter dieſem Abſchnitt die Culturbeſchreibung, nicht aber die Geſchichte d. i. die Entwicklung derſelben bis 500 v. Chr. zu finden. Man muß dieſe Gruppirung nach dem Gegenſatz, wie ſie es verdient, mit Lob anerkennen. Auch den Umſtand, daß hier die Cultur als diejenige Einheit aufgefaßt wird, welche über aller politiſchen Zerſplitterung und Kleinſtaaterei ſteht, muß ich loben und als nachahmungswerth für Leſer der griechiſchen Geſchichte empfehlen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich von meinem Standpunkte aus mit der Einheit der Cultur allein noch nicht zufrieden ſein kann. Ich behaupte, die griechiſche Einheit lag außer der Einheit der Cultur auch in denſelben Grundzügen der Geſellſchaft und Volkswirthſchaft und in denſelben Staatsmaximen aller politiſchen Geſtaltungen. Wie in Teutſchland im Mittelalter und jetzt die nationale Einheit nicht allein auf der Sprache, Erziehung, Schrift, Literatur, auf der Kunſt und Religion beruhten, noch beruht, ſondern auch in der ſocialen Scheidung von Adel, Städten und Bauern u. ſ. w. und in der überwiegenden Produktion von Leinwand, Wolltuch, Pech, Wein u. ſ. w. So muß auch in dieſem materiellen Felde eine Einheit, wie in der Cultur — die nationale Einheit, geſucht werden. Wie kann ein Hiſtoriker den volkswirthſchaftlichen Einigungsmoment bei den Griechen überſehen? Die Wein- und Oelproduktion war die Einheit der griechi-

schen Volkswirthschaft und des griechischen Handels. Diese Einigungspunkte in den Grundzügen der Gesellschaft und der Staaten herauszufinden und an diesen Einigungspunkten die Entwicklungsgesetze nachzuweisen, das nenne ich wissenschaftliche Geschichte. Doch Curtius dachte daran nicht. Denn sonst hätte er die Einheit — als die Einleitung der griechischen Geschichte hingestellt. Von S. 387—95 wird von der Einheit der religiösen Vorstellungen gehandelt. Manches darunter muß ich entschieden loben, wenn auch, wie es nun einmal feststeht, der Verfasser die gesetzliche Entwicklung der religiösen Anschauung ignorirt. Die Stellen, wo von der Prophetie des Apollo S. 390, 91 gehandelt wird, könnte anschaulicher sein. Mantik und Priesterthum kann man aber nicht, wie Curtius thut, für etwas verschiedenes erklären. Opfer war bei beiden, Wahrsagung nur bei letzterem. Mit Recht hebt S. 393 der Verfasser die Macht der Orakel hervor, befriedigend ist zwar die Sache nicht. Das folgende über Delphi ist gut und mit das Beste des Buches. Mit dieser Anerkennung verbinde ich mein Bedauern, hier so kurz sein zu müssen. Der Umfang der Schrift ist schon zu groß. Der Leser und Curtius selbst fühlen, daß man diesen Gegenstand — Delphi's Stellung zu den Staaten — zur leitenden Idee des ganzen Werkes, nicht zu einem hübschen Abschnitt eines Kapitels hätte machen müssen.

Nach S. 396 war Delphi, was auch ganz richtig ist, ursprünglich kein selbständiger Staat. Ich setze die Zeit bei, die Curtius ignorirt, von 1500—1200 v. Chr. Delphi war Lokalheiligthum vom kartischen Krisa. Den Doristrungsproceß kennt aber Curtius gar nicht, so wird es weder ihm noch dem Leser klar, wie Delphi dorisch ward. Alles, was über Krisa und das Selbständigwerden von Delphi gesagt wird, sind allgemeine Phrasen. —

Ich würde nicht wieder darauf zurückkommen, daß der Verfasser keine Ahnung von Entwicklungsgesetzen hat, wenn ich hier sein Lieblingswort „Trieb“ nicht erklären müßte. S. 397. Alles geschieht bei den Griechen nach Curtius nach einem Trieb. Dieser Trieb findet sich aber überall, er ist die Entwicklung selbst! Wo also der Verfasser die Entwicklung nicht erkennt, da ist von Trieb die Rede. — Es ist ein verschwommenes Gerede, das nun über Delphi als Einheitspunkt folgt. Verfehlt scheint mir, die Einheit der Griechen in den Amphiktyonien zu suchen in der Weise wie Curtius es thut. Sie lag nach delphischer Anschauung in der Hegemonie der Dorier. Er führt an, daß kein Staat gegen den andern das Orakel benutzen

durfte — und doch geschah es. Die conservativen Staaten thaten es gegen die Revolution, z. B. Sparta gegen die messenische Tyrannis.

Was vom göttlichen Rechte θέμις S. 398 gesagt ist, verdient volle Anerkennung, aber der Verfasser hätte bedenken sollen, daß er immer nur die Anschauung des theokratischen Staates beschreibt, der doch von 950—494 völlig in den Rechtsstaat und Finanzstaat übergegangen war. Auf der folgenden Seite kommt S. 399 der Verfasser auf einen sehr schwierigen Punkt: Staat und Kirche in Hellas. Er sagt: „Es lag nicht in der Natur der Hellenen, Staat und Religion von einander zu sondern und als Gegensätze aufzufassen." Das widerspricht gerade seiner schönen Darstellung von S. 452—60! Hierauf folgen allgemeine Phrasen. Von überspannten Ansprüchen der Priesterschaft u. s. w. redet er, was eine solche schülerhafte Unkenntniß des christlichen Mittelalters verräth, auf dieses nämlich spielt er an, daß diese Stelle gerade beweist, wie wenig allgemeine Geschichtskenntniß Curtius hat. Es ist Alles, was er von Staat und Kirche sagt, im Princip und in der historischen Erscheinung falsch. In jeder Culturentwicklung tritt die Trennung der Kirche vom Staate ein! Auch in den hellenischen Staaten. Unsere christliche Cultur und Staatenentwicklung hat am Ende des theokratischen Staates diese erste Trennung — Hierarchie vom Lehnsstaate 1074—1125 gehabt, die zweite fand am Anfang des Finanzstaates — Trennung der Philosophie vom Glauben 1470—1525 (sogenannte Reformation) Statt. Wer aufmerksam die römische und griechische Geschichte liest, — mehr verlange ich nicht, — der sieht auch diese Wendepunkte sehr deutlich. Die Kirche des conservativen Dogmatismus, heiße sie nun, wie sie wolle, ist eine Gesellschaft und macht also auch die socialen Entwicklungsgesetze durch — wie der Staat. Wie schön sind die Parallelen von Delphi und dem christlichen Rom! Doch der Verfasser verbindet sich selbst die Augen, sie zu sehen. Der Verfasser hat mit sehr lobenswerthem Scharfblick S. 400 Apollo als Propheten des Zeus gezeichnet. Diese Seite streift ganz nahe an das Christenthum, als des Jehova größter Prophet ward Christus aufgefaßt. Einen äußerst interessanten, aber auch kritischen Punkt berührt Curtius S. 400. Er spricht vom sittlichen Einfluß Delphi's. Hier entsteht nun die Frage, hatten die Griechen das, was wir Gewissen nennen? Oder hat es sich erst aus der Pythagoräischen αὐτομαθία und dem Sokratischen δαιμόνιον entwickelt? Man wendet sich hier wol am besten an Lasaulx' des Sokrates Leben, Lehre und Tod; und an Döllinger Heidenthum

und Judenthum. Was wir jetzt Gewiſſen nennen, ſcheint mir aus dem Judenthum ebenſo wie aus dem claſſiſchen Heidenthum zu ſtammen. Wir müſſen alſo bei der Unterſuchung über das Gewiſſen der Griechen ganz beſonders hervorheben, daß ſie zur Zeit, wo die αὐτοματία und das δαιμόνιον aufkam, an keinen perſönlichen Gott glaubten. Mit dem Glauben an einen perſönlichen Gott nimmt nothwendig das Gewiſſen immer zu. Die innere Stimme des Menſchen wird immer bei allen Völkern in der Periode, welche ich den Finanzſtaat nenne, geſteigert. Laſaulx a. a. O. S. 18 flg. handelt vom δαιμόνιον des Sokrates. Mit Recht bringt er S. 20 daſſelbe in die Klaſſe der theoleptiſchen und ekſtatiſchen Zuſtände. Dieſe haben von Sokrates an bei den Griechen und Orientalen überhaupt bis ins 3. Jahrhundert nach Chriſtus merkwürdig zugenommen. Den Höhepunkt derſelben repräſentirt wol Philo, der Zeitgenoſſe Chriſti. Das Gewiſſen des Sokrates iſt aus dem Dämonenglauben und aus der Automatia der Pythagoräer, die aus Aegypten ſtammt, entwickelt. Bis 580 kannten die Hellenen das Gewiſſen gar nicht oder es trat wenigſtens gar nicht hervor. Ungenau und unwahr ſetzt Curtius S. 400 bei den Griechen ein Gewiſſen voraus, während nur durch eine ekſtatiſche Krankheit, die von Sokrates Zeit an auftrat, ſich die Erſcheinungen eines Gewiſſens zeigen. Mit Unrecht wirft Curtius S. 401 den Griechen Selbſtſucht und Leichtſinn vor. Erſt nach 580 trat dieſe Wendung bei ihnen ein. Der Spruch von Delphi kann erſt nach der Zeit der 7 Weiſen der Pythia bekannt geworden ſein.

Ueber den griechiſchen Kalender findet man auch Detail, aber ganz unhiſtoriſche Vorſtellungen S. 402—3. Urſprünglich — im theokratiſchen Zeitalter — gab es nur ein heiliges Jahr — Kirchenkalender — mit Monatsnamen von Amphiktyoniſchen Gottheiten. Man hat dieſen Kalender lokaliſirt, d. h. man hat Landesheroen neben die allgemeinen Gottheiten geſetzt, ihnen Namen und Cult angewieſen. Im Rechts- und Finanzſtaat ſchwand alles theokratiſche, ſelbſt die Monatsnamen wurden in Zahlen verwandelt in Phokis. Mit vollem Beifalle lieſt jeder Leſer S. 438 die Einwirkung der Athletenſtatuen auf die Sculptur. Wie dieſe es waren, welche den archäiſtiſch-ägyptiſchen Stil unmöglich machten.

Unter der Ueberſchrift: „Fortſchritte der Technik" beginnt S. 440 ein Regiſter von unzuſammenhängenden Thatſachen der Kunſtgeſchichte, das den Leſer ermüden muß. Hier fällt der Verfaſſer ganz aus ſeiner Rolle, proſaiſcher Künſtler zu ſein. Ohne alle Tiefe und

Schönheit oder Gruppirung ist das, was über Paros und Naxos vom Schmirgel, von den Steinmetzen u. s. w. gesagt ist. So gehört es doch gewiß in keine kunstvoll geschriebene Geschichte. Es ist so ganz ledern aus Wachsmuths Zeittafeln in weitläufigere Prosa übersetzt, daß man es kaum zu Ende lesen kann. Dann kommt Chios und Samos, das Erzgießen, das Löthen. Da ist vom Harz die Rede. Der ganze Absatz auf S. 441 ist abgeschmackt und geistlos. Wie der Verfasser aber den Erzguß als eine Erfindung der Samier hinstellen kann, begreife ich nicht. Das haben die Griechen schon um 1200 v. Chr. gewußt, daß man Metall schmelzen kann, das war kein Gedanke des Glaukos, wie Curtius glaubt, sondern nur die nöthigen Manipulationen beim kunstgerechten Guß, diese waren ein Geheimniß der Phönizier. Die Samier sind die ersten, welche das Geheimniß der Phönizier erfahren und vervollkommnen. Beim Metallguß ist die Hauptsache die Form. Diese kann nicht aus jeder Erde gemacht werden. Wo gute Erde dafür ist, diese wird durch den Gebrauch immer besser, da sind die vortrefflichsten Formmodellirer und Gießmeister zu Hause. Der Verfasser hätte das von Berlin wissen können, wo die besten Eisengießer zu Hause sind, weil dort ein sehr geeigneter Sand zum Gießen ist. Wenn von Vervollkommnung der Technik geredet werden soll, so muß man von dem vorhergegangenen Zustand der Technik etwas festes wissen. In der Geschichte der griechischen Technik sind noch manche — viele — dunkle Partien, wie das Bildhauen, ohne vorhergehende Punktirung, oder der Wachsguß. Will man hier Entwicklungsgesetze nachweisen, nach welchen der Geist und das Erfindungstalent zunimmt bei einem Volke und ihm die Bewältigung der Masse gelingt, so wäre vor allem eine bedeutende Kenntniß in der Technik nöthig, wie sie nur ein ausübender Künstler selbst haben kann. Einzelne abgerissene Bemerkungen, wie sie Curtius giebt, sind nur Anekdoten und geben keine Vorstellung von der Nothwendigkeit der technischen Erfindungen.

Das nationale Epos nimmt Curtius S. 444 als ein Volkslied an. Ich habe darüber schon S. 33 meine Ansicht ausgesprochen. Es gab im 10. Jahrhundert noch kein griechisches Volk in Jonien, sondern nur griechischen Adel. Hat das karisch-pelasgische Volk epische Lieder gehabt, so war es nur Sache der Priester-Familien, diese in's Griechische zu übersetzen. So ist es im 10. und 12. Jahrhundert in Teutschland gewesen. Das gemeine Volk sang epische Volkslieder teutsch in seiner Mundart. Die gebildeten dichteten lateinisch dieselben nach

und gaben so in lateinischer Sprache zum Epos und zur Reimchronik den Anfang. Ich erinnere nur an das Waltharilied. Auf ähnliche Weise muß es mit der Ausbildung des griechischen Epos gegangen sein. Auf der Höhe, wo Homer steht, war das Epos kein Volkslied mehr, so wenig die Ritterpoesie in schwäbischer Mundart im 13. Jahrhundert für das Volk in Thüringen und Oesterreich volksmäßig war. Das folgende, das Curtius bietet, ist recht gut, so: daß Homer Schulbuch wurde — ich füge bei nur bis 580 — dann der Gegensatz des Apollodienstes zum Ionismus S. 446. Von dem Trefflichen, das der Verfasser S. 448—51 bietet, hebe ich nur eines hervor, das zeigt, wie sehr er sich zu seinem Lobe von den philologischen Vorurtheilen emanzipirt hat. Er sagt: „Die Entwicklung der griechischen Kunst war keine vollkommen freie, es fand eine sehr ausgedehnte Einwirkung von Seiten des Priesterthums statt." Nach dieser Idee hätte der Verfasser die ganze Anlage seines Buches machen müssen!

Die Abschnitte „Delphi als politischer Mittelpunkt, Delphi und das Ausland" S. 452 verdienen alles Lob. Was über das Didymaion bei Milet gesagt wird, ist auch anzuerkennen. Der Vorzug von Delphi vor allen anderen Orakeln, besonders von dem Didymaion und Artemision, liegt besonders darin, daß Delphi ein unabhängiger Priesterstaat war, die beiden genannten Heiligthümer aber von Milet und Ephesus abhingen, wie Eleusis von Athen. Es war also auch in Hellas das Bedürfniß da, wie in der christlichen Entwicklung, dem religiösen Mittelpunkt eine politische Unabhängigkeit zu sichern. Curtius weist S. 453—54 sehr schön die ständigen Legaten von Delphi nach, die Pythier in Sparta, die Exegeten in Athen, das Theorencollegium in Aegina, Mantinea, Trözen. Von Delphi ging also wie von Rom eine Hierarchie aus, auch Delphi hatte, wie Rom z. B. für Teutschland im Erzbischof von Salzburg, seinen legatus a latere, so in Sparta seine Pythier. Es ist sehr anzuerkennen, daß Curtius auf die delphische Hierarchie hingewiesen hat. Nur müssen die Historiker darauf dringen, daß man auch die Umgestaltung der delphischen Hierarchie erfahre und das Gesetz erkenne, nach welchem diese Umgestaltung stattfand.

Die politische Seite des Pythagoras-Orden scheint mir zu kurz behandelt zu sein. Entschiedene Anerkennung verdient der Schluß des Kapitels — der Abschnitt: Verfall von Delphi. Wie konnte aber der Verfasser den Wendepunkt der griechischen Entwicklung so im Vorübergehen nur geben? Die schönen und wahren Gedanken, die

er gibt, die Menge der Thatsachen lobe ich. In der Geschichte des christlichen Europa's ist der Verfall des Papstthums von 1292—1500 der Wendepunkt gewesen, wer wird in diesem nicht die ganze folgende Entwicklung begründet sehen. So war es auch in Delphi. Der Verfall von Delphi streifte den letzten Rest der Theokratie bei den Hellenen ab. Die Finanzstaaten kommen in feindliche Stellung zusammen. Die Philosophie löste die Volksreligion auf. Diesen wichtigen Moment muß der künstlerische Geschichten-Erzähler zum Mittelpunkt der griechischen Geschichte machen, nicht als Schlußperiode der Einheit so nebenbei berühren.

§ 18. Fünftes Kapitel. Die Kämpfe mit den Barbaren.

Das letzte Kapitel! Die Erzählung des Contactes der Hellenen und Barbaren in Asien bildet den Schluß des ersten Bandes.

Ganz anziehend sind diese Erzählungen, z. B. König Amasis bis Samos S. 490—494, zu lesen. Eine Geschichte ist es nicht, nun das sind wir gewöhnt an Curtius. Auf der letzt genannten Seite da überstürzt der Philolog den prosaischen Kunsterzähler ganz plötzlich. Von Polykrates springt er auf die Natur von Samos über und bringt wieder seinen unvermeidlichen „Trieb". Er sagt: „Ein unermüdlicher Trieb zu Erfindungen war diesen Insulanern eingepflanzt." — Von wem? Es ist dieser Trieb nur die Folge des Verkehrs gewesen und nichts anderes als die Entwicklung, wie ich schon oben gezeigt habe. Es folgt dann das Bekannte über samischen Schiffsbau, Ameinokles und Kolaios, was jeder Leser im vorhergehenden Kapitel, — wo die Culturgeschichte behandelt ist —, suchen wird. Dasselbe gilt von dem Arzt Demokedes, der Wasserleitung des Eupalinos S. 500. Der Verfasser fühlte seine Unordnung selbst und verwies auf S. 441, da er von der samischen Hera auf das Artemision in Ephesus und die Metallkunst kommt, die er oben schon abgehandelt. Wer ein System hat und einen Plan, kann nicht alle Augenblicke wieder in das schon gesagte zurückfallen. Der Verfasser hat kein System, daher dieser Fehler des beständigen Hysteronproteron. Auf S. 495 fährt er nun in der — sehr interessanten Geschichte — von Samos fort und kommt auf Syloson. Es ist bekannt, daß Syloson die verjüngte Oligarchie des Adels auf Samos stürzte im 6. Jahrhundert. Warum hat aber der Verfasser die Geschichte dieser Insel von 950 an bis 600 nicht ausführlich gegeben. Sie war der bedeutendste conservative Staat in Jonien. Warum stellt er ihre Entwicklung nicht der von Aegina gegenüber und zeigt den Unterschied

der jonischen und dorischen Handelsoligarchie? Das verräth doch einen Mangel an innerem Verständniß, an Auffassung und Oekonomie in der Behandlung. S. 496 will der Verfasser den Zustand von Samos, d. i. die öffentliche Meinung unter Polykrates, schildern —, aber seine Ansicht ist ganz falsch. Er kennt nicht das Entwicklungsstadium, in welchem die griechischen Staaten im 6. Jahrhundert waren. Volkswirthschaftlich entging S. 496 dem Verfasser, daß Polykrates gegen die milesische Wollenmanufaktur einen Vernichtungskrieg führte, er verpflanzte milesische, attische Schafe, naxische und skyrische Ziegen nach Samos. Ein illegaler Tyrann, der so die materiellen Interessen hebt, stützt sich bei seinem Volke auf etwas mehr, als Geld und Soldaten, wie Curtius irrig S. 496 glaubt. Seine Ansicht vom Finanzhaushalt des Polykrates ist gewiß sehr zu bezweifeln S. 502. Denn er gesteht ja selbst, daß die Volkszahl unter Polykrates in Samos zunahm, wäre eine systematische Plünderung der Wolhabenden dagewesen, so konnte das nicht der Fall sein.

Mit Maiandrios' und Syloson's II. Nachfolge in der Tyrannis von Samos wird die Geschichte dieser Insel S. 505 verlassen. Es beginnt nun ein langes und breites über Kambyses und dann noch weitläufiger über Dareios bis S. 520. Solche Excurse gehören nicht in eine griechische Geschichte, der so Nothwendiges, wie die Volkswirthschaft der Griechen ganz fehlt. Den oft gerügten Mißgriff in der plastischen Darstellung, wie in der wissenschaftlichen Charakteristik der Zustände begeht der Verfasser auch wieder S. 516. Hier giebt er die ganze Entwicklung Macedoniens unter den Temeniden vom 9. Jahrhundert an. Das sucht man nicht hier. Von 517 an erzählt Curtius, wie sich der Aufstand der Jonier und Karier gegen die Perser vorbereitet. Er knüpft diese Ereignisse an Persönlichkeiten, ohne vom staatlichen Zustande, der Anschauung des griechischen Volkes, der Universalmonarchie gegenüber etwas zu sagen. Es folgen sich die Persönlichkeiten Histiäus, Demokedes, Telesagoras, Lygdamis, Aristagoras, Megabates, Hekatäus u. s. w. bis zu Ende des Bandes. S. 524 gesteht zwar der Verfasser, daß die Entzweiung des Megabates und Aristagoras keine reine persönliche Angelegenheit war. Den Band hat Curtius auch mit einer Anekdote geschlossen, nämlich mit dem dreimaligen: Herr, gedenke der Athener! — Darüber kann ich nur sagen: Gedenke jeder, der Geschichte schreibt, der hohen Aufgabe!

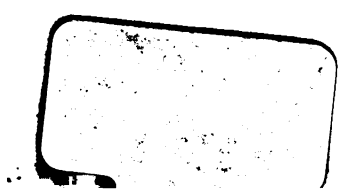
Die ganze Schlußpartie von S. 526—537 ist schwach und nachlässig gearbeitet. Der Verfasser hatte zwei Wege vor sich, ent-

weder die Erzählung in eine Einheit, wie ein Roman, zu bringen, und dann den ganzen jonischen Aufstand nur als Aussicht durch das Fenster zu geben. Die handelnden Personen hätte er aber im Vordergrund allein spielen lassen. Das hat er versucht, aber es fehlt ihm der Knotenpunkt, um welchen sich die Ereignisse drehen. Die gescheiterte Expedition nach Naxos, die Gefangenschaft des Histiäus in Susa sind keine hinreichende Ursachen, um eine solche Verwicklung herbeizuführen. So ist auf diesem Wege — des Romans — Curtius in ein Zusammentragen unzusammenhängender Anekdoten gefallen. Den anderen Weg hat er gar nicht geahnt. Es ist der wissenschaftliche. Man läßt die Persönlichkeiten ganz aus dem Spiele und stellt sich die Frage: Wo standen in ihrer Entwicklung als Finanzstaaten die griechischen Staaten in Asien, als sie persisch wurden? Wie haben sie unter den persischen Satrapen ihre Entwicklung fortgeführt oder geändert? Sie waren auf der höchsten Ausbildung des Rechtsstaates, wie auch Athen und Sparta, gewesen, und wurden nun im Uebergang zum Finanzstaat in die centralisirte Militärdespotie gezwängt, da kam es zum Bruch. Die Unmöglichkeit, auf ganz geringem Gebiete den Finanzstaat zu realisiren, kennen wir Teutsche aus unserer Geschichte. Die Mediatisirung konnte auch nicht in Hellas zwischen 580—320 ausbleiben. Die Wahl hatten aber die Kleinastaten, ob sie persisch oder spartanisch oder athenisch werden wollten. Der jonische Aufstand war eine doppelte und dreifache Revolution, eine nationale antipersische, ihre Träger, die ehrgeizigen Männer, und eine demokratische gegen die Tyrannen, ihre Träger waren das Volk in den großen Seestädten. Beide Seiten hätte Curtius in ihrer nothwendigen Entwicklung darstellen müssen. Er konnte es nicht. Wer die Idee und den Plan für das Ganze nicht hat, wird auch nie die einzelnen Partien zu würdigen und aufzufassen verstehen. Endlich war der jonische Aufstand der Todeskrampf kleiner Finanzstaaten, die ihre Autonomie nicht mehr behaupten konnten. Für diese Dinge war Curtius blind, nur für Anekdötchen hat er ein Auge.

Schlußbetrachtung.

Das reiche Material, welches Curtius' Buch, wie viele anderen sogenannten Geschichtsbücher bieten, habe ich mit allem Lobe anerkannt. Möge der Leser dieses Aufsatzes zu der Ueberzeugung kommen, daß alle Kenntniß historischer Erscheinungen ein todtes Kapital

ſind, wenn die belebende und ordnende Idee fehlt! Möge man aus meinem offenen Angriff auf die altmodiſche, geiſtloſe, philologiſche Behandlung der Geſchichte entnehmen, daß die Zeit gekommen iſt, in welcher die Geſchichte zur Wiſſenſchaft erhoben wird. Sie iſt die Wiſſenſchaft der Entwicklungsgeſetze der Materie in der Zeit. Die Materie wird natürlich nur in ihrer Verbindung mit dem Menſchen betrachtet und inſofern der Menſch ſelbſt nur aus Stoff beſteht. Alſo beruht der Ausgangspunkt der Geſchichtswiſſenſchaft nur auf einer Disciplin der Naturwiſſenſchaft — der Anthropologie, der Wiſſenſchaft des Mikrokosmos. Aus dem Stoff, welcher die Menſchen bildet, wächſt in der Zeit etwas Immaterielles heraus. Das iſt das immaterielle Kapital der Menſchheit, Sittlichkeit, Religion, Glaube, Wiſſenſchaft u. ſ. w. Dieſes immaterielle Kapital wird nach beſtimmten Entwicklungsgeſetzen durch geiſtigen Arbeitsüberſchuß in der Zeit erzeugt, vermehrt und theilweiſe wieder aufgezehrt. Doch iſt es bis jetzt nie ganz zu Grunde gegangen, ſeit es Menſchen gibt. Seit die Menſchen exiſtiren, gibt es ein immaterielles Kapital. Dieſes Immaterielle zu erkennen und zu vermehren, iſt der Zweck der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft. Wann aber könnte es nothwendiger ſein, die Exiſtenz dieſes immateriellen Kapitals durch die hiſtoriſche Wiſſenſchaft zu beweiſen und darzuſtellen, wie es entſtand, als gerade jetzt, wo die Wiſſenſchaft der Materie, die alles Immaterielle läugnet, ſo gewaltig unſere Zeit beherrſcht. Wenn es noch einen wiſſenſchaftlichen Damm gegen die materialiſtiſche Philoſophie gibt — ſo iſt es die hiſtoriſche Wiſſenſchaft — ſie allein! Nicht zur Polemik gegen die Naturwiſſenſchaften will ich dadurch die hiſtoriſche Wiſſenſchaft herabwürdigen — nein! Sie ſoll nur mit und neben der Naturkunde als ihre nothwendige Fortſetzung und Ergänzung das Univerſum in Raum und Zeit wiſſenſchaftlich erkennen lehren. Einſeitig hat die Naturwiſſenſchaft, — das iſt die Philoſophie der Materie im Raum, zum Atheismus geführt — vereinigt mit der Philoſophie der Materie in der Zeit, das iſt der Geſchichte, führen beide, ich bezweifle es nicht, zu etwas Höherem.

Damit habe ich die Aufgabe des Hiſtorikers in unſerer Zeit gezeichnet. Wer dieſen Weg nicht geht, iſt entweder feig, oder er kennt das Fundament der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft gar nicht und iſt — unfähig!

Druck von F. Heinicke in Berlin, Oeſauerſtraße 5.